# Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

39. Jahrg. Scottdale, Pa., 26. Juli 1916. No. 30.


Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

**Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott.**

Forschet nicht nach meinem Schmerz;
Fraget doch nicht, was mir fehle,
Drang zu Gott verzehrt mein Herz.
Durst nach Gott füllt meine Seele,
Gebt mir alles, und ich bleibe
Ohne Gott doch arm und leer,
Unbefriedigt, dürstend treibe
In der Welt ich mich umher.

Reichtum, Wollust, Pracht und Ehre,
Schönheit, Kunst und Wissenschaft,
Nichts von allem füllt die Leere
Meines Herzens, gibt ihm Kraft.
Kraft zum Leben, Lieben, Leiden,
Trost, Geduld bei Hohn und Spott,
Freudigkeit und Mut zum Scheiden
Gibt nur der lebend'ge Gott.

**Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.**

### Durch Kampf zum Sieg.

Steil und dornicht ist der Pfad,
Der uns zur Vollendung leitet!
Selig ist, wer ihn betrat
Und zur Ehre Jesu streitet!
Selig, wer den Lauf vollbringt
Und nicht kraftlos niedersinkt!

Ueberschwenglich ist der Lohn
Der bis in den Tod Getreuen,
Die der Lust der Welt entflohn,
Ihrem Heiland ganz sich weihen,
Deren Hoffnung unverrückt
Nach der Siegeskrone blickt.

Den am Kreuz wir bluten sehn,
Der hat uns den Lohn errungen,
Und zu seines Himmels Höhn
Sich vom Staub empor geschwungen.
Siegend in des Todes Nacht,
Sprach er selbst: Es ist vollbracht!

Zeuch, o Herr, uns hin zu dir!
Zeuch uns nach, die Schar der Streiter,
Sturm und Nacht umfängt uns hier,
Droben ist es still und heiter;
Jenseits, hinter Grab und Tod,
Strahlt des Lebens Morgenrot.

Auf denn, Mitgenossen, geht
Mutig durch die kurze Wüste!
Seht auf Jesum! wacht und fleht,
Daß Gott selbst zum Kampf euch rüste,
Der in Schwachen mächtig ist,
Gibt uns Sieg durch Jesum Christ.

---

### Kehre um!

Die Sünde macht den Menschen blind und täuschet ihn. Der Eine wird zum losen Worts und unterdrückt jede Regung des Gewissens. Er spricht sich vor: Es giebt weder Gott noch Teufel, weder Himmel noch Hölle; und die Bibel ist daß große Fabelbuch der Mucker und Narren. So läuft er in seiner Blindheit oft bis zu seinem Tode fort, und seine Augen werden durch die Sünde gehalten bis zum großen Gerichtstage; aber dann wehe ihm! Denn siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Uebeltäter Stoppeln sein, und der künftige Tag wird sie anzünden, spricht der Herr Zebaoth, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen, Mal. 4, 1. Der Andere geht leichtsinnig durch's Leben; er liebt die Welt und ihre Freuden. Das Heil seiner Seele macht ihm nie Noth; Gott ist gnädig, denkt er, und wird wohl am Ende das Böse gut heißen. Doch irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er auch ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische Verderben ernten, Gal. 6, 7. Der Dritte lebt ehrbarlich, und äußerlich fromm; er ist kein Verächter und Spötter des göttlichen Wortes; er besucht die Kirche und geht zum Abendmahl; er giebt dem Armen und leihet dem Nächsten; er betet viel und lieset fleißig in Gottes Wort; er spricht vom Glauben, vom armen Sünder und der göttlichen Gnade. Wie kann ihm, so meint er, der Himmel fehlen? Wehe dem, der ihm denselben streitig machen wollte! Dennoch spricht Jesus Christus selbst: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sein denn daß Jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen, Ev. Joh. 3, 3. Als die da wieder geboren sind, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich durch das lebendige Wort Gottes, das da ewiglich bleibet, 1 Petr. 1, 23. Mit andern Worten: Es wird Keiner selig, als der da umkehrt von seinem Herzen zu Gott bekehrt; Keiner, der nicht ein neues Herz, einen neuen lebendigmachenden Geist empfangen hat, der nicht aus Gott geboren ist, und ausrufen kann: das Alte ist vergangen siehe, es ist Alles neu geworden. Darum, ist solches noch nicht in Deinem Herzen vorgegangen, so kehre um! Du gehest auf dem breiten Weg des Verderbens, und weißt es nicht; du gehest ohne Furcht, u. doch kann das Todesstündlein so nahe sein. Noch heißt es: Kehre um! noch wird Dir zugerufen: Laß Dich mit Gott versöhnen! noch steht die Gnadentür für Dich in Christo Jesu offen. Ihm hast Du Arbeit und Mühe gemacht mit Deinen Sünden, willst Du Ihm noch länger den Rücken kehren? Er bietet Dir Gnade und Vergebung an; willst Du sie noch immer verachten und mit Füßen treten? Er wurde arm, damit er Dich ewig reich mache, er wurde am Kreuz ein Fluch für Dich; er vergoß sein Blut für Deine Missethaten; er war von Gott verlassen, damit Du bei ihm ewig wohnen möchtest. O kehre um! Er vergiebet alle Sünd' und Missethaten, er schenket Dir ein neues Herz, er giebt Friede und Freude im heiligen Geist, er führt Dich durch gute und böse Tage und trägt Dich heim in seines Vaters Haus. Er macht Dich zum Kinde Gottes, er giebt dir den Geist der Kindschaft und machet Dich zum Miterben der ewigen Herrlichkeit. Wo Dich Deine Sünden drücken, wo du erkennst, daß Du, wie Du bist, ob ehrbar vor der Welt, oder nicht, verloren gehest, und siehest nirgends Rettung und Trost, so blicke nur im Glauben nach Golgatha, da hat der rechte Bürge Jesus Christus Alles für Dich bezahlt, Alles für Dich vollbracht. Er sitzet jetzt zur Rechten Gottes und ruft Dir bittend zu: Kehre um! Sein Geist giebt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Drum säume nicht, und kehre um!

Eins ist noth! Ach, Herr, dies Eine
Lehre mich erkennen doch!
Alles And're wie's auch scheine,
Ist ja nur ein schweres Joch,
Darunter das Herze sich naget und plaget,
Und dennoch kein wahres Vergnügen
erjaget.
Erlang' ich dies Eine, das Alles ersetzt,
So werd' ich mit Einem in Allem ergötzt.

---

### Aus den Toren des Todes.

Dr. Baedeker erzählte einst folgende merkwürdige Geschichte eines Matrosen: Dieser hatte eine fromme Mutter, die oft für ihn betete und noch auf dem Sterbebette ihn zu Jesu wies. Aber der Sohn folgte ihr nicht. Bei einer Reise um Afrika tat er sich durch Fluchen und Lästerworte hervor, mit denen er die religiösen Anregungen eines Mitreisenden erwiderte. So oft derselbe den Namen Jesu nannte, gebärdete sich der Matrose wie ein Rasender, bis er sich eines Tages mit einer Gotteslästerung über Bord stürzte. Es dauerte ziemlich lange, bis man ihn fand, und zwar dem Anschein nach tot. Aber er kam wieder zu sich, schlug die Augen auf und rief: „Ich bin erlöst!" Der Spötter war völlig umgewandelt. „Als ich," so erzählte er später, „ins Wasser gefallen war, stand mit einemmal ein so schauerliches Register von längst vergessenen Sünden vor mir, daß ich innerlich zusammenbrach. Dann dachte ich an meine Mutter, deren letztes Wort war: „Komm zu Jesu!" Ich sah den gekreuzigten Heiland und klammerte mich mit der letzten Anstrengung meines geängsteten Herzens an diesen Retter an. Hierauf schwand mir das Bewußtsein. Für einige Zeit war ich ein toter Mensch. Aber der Herr gab mir mein Leben zurück." Mit der seligen Gewißheit, erlöst zu sein, durfte der Matrose ein neues Leben beginnen. C.

---

Wenn ich den Himmel müßt verdienen,
So wär die Hölle mir gewiß;
Weil ich erst Sünde müßt versühnen,
Eh' noch ein Werk verdienstlich hieß.
Der Gnade Werk rühm ich allein,
Daß wir noch dürfen selig sein.

---

Wenn ich auf mein Herz will merken,
Find ich kein's, auch nicht ein's
Von vollkomm'nen Werken:
Alle sind vor dir beflecket,
Wenn sie nicht im Gericht
Jesu Blut bedecket.

**Shan Hsien, Shantung, Prov. N. China.
Via Shanghai. Mai, 8ten. 1916.
Von China.**

Im Herrn viel geliebte Geschwister! Gruß mit Epheser 5: 9. Viel Gnade und Segen wünschen wir euch allen von Herzen zu, in diesem ernsten Jahre. Da alles scheint so aufgeregt zu sein, und gegen einander erzürnt und böse. Möge uns der Herr als sein Volk Gnade geben, wachsam zu sein, und den richtigen Kampf zu kämpfen um einst auch die Krone zu erlangen, die uns verheißen.

Nun der Herr hat Gnade gegeben zu unserer Reise, es hat viel besser gegangen als wir es uns vorgestellt. Wir hatten die ersten Tage auf dem Wasser viel Sturm und es schaukelte sehr, so daß uns das Essen vergehen wollte, und wir nur gerne im Bette blieben. Doch dauerte das nur für ein paar Tage, denn es schien, wir wurden es mit der Zeit mehr gewohnt, und konnten somehr auf dem Verdeck sein, welches uns allen sehr gut tat.

Schwester Epp und meine Schwester haben wohl das mehrste bekommen von der Seekrankheit, denn die waren das mehrste im Bett. Wir andern haben es ziemlich gut ertragen können. Wenn wir über alles so nach nachdenken und betrachten, so geht es uns wie David, der ausrief und sagte: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat." So müssen auch wir sagen, denn der Herr hat sehr viel Gutes an uns getan. Die Wasserfahrt dauerte vom 21. März bis zum 15. April. Den 15. April hatten wir die freudige Botschaft, aussteigen zu dürfen. Wie froh waren wir, dieses tun zu dürfen, unser Herz war voll Loben und Rühmens, für alles, das uns der Herr hatte zukommen lassen. Besonders auf dem großen Wasser, wo es zu Zeiten so gefährlich sah, hat er alles wohl gemacht.

Als wir uns Shanghai näherten, kam uns der Gedanke: Wo werden wir dann hin? Aber der Herr hatte auch da gesorgt, denn Schwester Bartel hatte dort an jemand geschrieben, der uns sollte in Empfang nehmen, so kam uns ein lieber Bruder entgegen bis auf das Schiff und nahm uns mit zu dem Platz wo wir hin sollten; wie froh waren wir für dieses. Es war schon ziemlich spät, als wir hin kamen, und so hatten wir den Tag nicht mehr Zeit übrig, Geschäfte zu tun, sondern wir kauften nur etwas Nahrungsmittel ein für Sonntag, denn den nächsten Tag war Ruhetag, an dem wir nicht kaufen wollten, obwohl es uns möglich gewesen wäre. Unser Gepäck hatten wir auch noch durch das Zollamt zu bekommen, aber es ging alles sehr gut ab, denn weil es schon spät war, sahen sie nichts nach, so durften wir keinen Kasten oder Kiste aufmachen, wozu wir herzlich froh waren, würde es doch eine geraume Zeit genommen haben, das alles auf zu machen und nachzusehen, wir hatten zwei Kisten getrocknetes Obst, als sie die sahen, sagten sie, ich müsse die aufmachen. Ich wartete eine Weile, aber sie kamen nicht bis an meine Sachen. Miteinmal sagte er: Nimm deine Sachen und geh. Da waren wir froh, als wir diese Worte hörten. Schnell waren wir auch bei unseren Sachen und ließen sie hinaustragen. Bald hatten wir alles oben und geladen und ab gings dem Hause zu, wo wir hin wollten. Wie froh waren wir, als wir alles mal wo unter hatten, und uns konnten hinsetzen und eine gut zubereitete Mahlzeit zu uns nehmen, denn das Essen war nicht vom besten auf dem Schiff. Und so waren wir froh, uns mal selbst zu machen, und zu kosten.

Am Sonntag gingen wir zur Versammlung bei der Freie Brüder Gemeinde, wo wir auch reichlich gesegnet wurden. Wir verweilten ein paar Tage in Shanghai und besorgten die nötigsten Geschäfte und Einkäufe und dann nahmen wir Mittwoch den Zug heimwärts. Wir bestiegen den Zug Mittwoch um 11 Uhr nachts und fuhren bis Nanking, wo wir so bis drei Stunden warten mußten ehe wir einen andern Zug bekamen. Zuerst mußten wir über einen Fluß ehe wir den andern Zug besteigen konnten. Endlich war die Zeit gekommen zum Weiterfahren. Jetzt fuhren wir bis Hsü Chou Fu, welches von morgens bis abends dauerte. Um 8 Uhr abends kamen wir auf der Station an. Wir suchten uns eine chinesische Herberge auf, und es gelang uns auch gleich, eine ziemlich gute zu finden, wo wir ausruhen konnten, doch war es ziemlich hart auf den Brettensprings, und fühlten wir es ziemlich des morgens als wir aufstanden, doch um des Herrn Willen geht alles.

Den nächsten Morgen ging ich in aller Frühe zum Bahnhof um zu sehen, wann der nächste Zug ging, der uns weiter nehmen sollte bis nach Tangshan. Als ich alles ausgefunden, ging ich zurück zu den andern in der Herberge und half ihnen mit allem auf den Weg zum andern Bahnhof, und dann ging ich zurück um die Kasten und Gepäck auch zu dem andern Bahnhof zu bringen. Als ich auf dem Wege war, begegnete mir Bruder Kiehn von Yü Cheng Hsien, der gekommen war, uns abzuholen. Wir haben uns herzlich gefreut, ihn dort zu treffen, hatten es gar nicht geahnt, das jemand würde uns so weit entgegenkommen und uns überraschen. Alles ging sehr gut ab. Bruder Kiehn war auch tag vorher gekommen, wußte aber nicht, daß wir in der Herberge so nahe bei ihm waren. Nun, endlich kam die Zeit, daß wir auch weiter fahren konnten. Um 7 Uhr ging es weiter und kamen so um 10:30 dort an. Der liebe Bruder war am Bahnhof und mit Freuden durften wir uns begrüßen. Der liebe Bruder ordnete alles mit den Kasten und Gepäck, und so fuhren wir Ihrem so trauten Heim zu. Dort angekommen, durften wir auch die liebe Schwester begrüßen, die wir ja seit wir fort waren, nicht gesehen hatten, und so freuten wir uns, einander wieder zu sehen.

Geschwister Dirks fuhren mit Bruder Kiehn mit nach Yü Cheng Hsien weil dort auch ein Fuhrwerk wartete, um etwaige Ankommende abzuholen. Wir und Geschwister Epp, Katharina Unruh und meine Schwester blieben dort bei Geschwister Kuhlmann übernacht, und konnten wir uns noch manches mitteilen. O, die köstliche Gemeinschaft der Kinder Gottes. Den nächsten Tag als am Samstag schickten wir uns an, unsrer Heimat zuzueilen. Wir lasen uns noch ein Wort Gottes, beteten zusammen, und so verabschiedeten wir uns und fuhren los. Der Herr gab Gnade zu der Reise, so daß wir glücklich fuhren, dem Herrn sei Lob und Dank. Möge der gute himmlische Vater euch alles reichlich vergelten, ihr Lieben in Tangshan. Wir wünschen euch Gottes reichen Segen in allem. Auf Mittag hielten wir in einer Herberge an um zu füttern und zu essen, und als wir so im vollen Gange waren, schallt mit einmal eine bekannte Stimme von außen herein, und zu unserer freudigen Ueberraschung kommt unser lieber Bruder Balzer herein, obzwar wir dachten, daß uns jemand würde entgegen kommen, so dachten wir doch nicht so weit, denn es waren noch so bei 15 Meilen bis zu Hause, aber es war wirklich so. Wir waren froh, uns nach solch langer Trennung wieder froh zu begrüßen. Als wir in Tanshan losfuhren, fing es an zu regnen, weil es aber den nächsten Tag Sonntag war, so fuhren wir doch, und es ging. Es fing noch mehreremal an, aber es regnete nicht viel, und so konnten wir ja doch glücklich nach Hause kommen, und je näher wir kamen, je mehr zog es uns heimwärts. Weil uns Bruder Balzer war entgegengekommen und wir nun mehr Fuhrwerk hatten, so schickten wir Bruder Kuhlmann seins schon zurück. Denn wir hatten jetzt alle auf unsern Wagen Raum. Als wir noch so an sieben Meilen

von Zuhause entfernt waren, kamen uns schon von den lieben chinesischen Geschwistern entgegen, um uns zu begrüßen. Es war das für uns eine freudige Ueberraschung daß uns so viele entgegen kamen, wir konnten uns der Tränen nicht enthalten, als wir das alles so ansahen. Es begegneten uns noch immer mehr von den lieben Chinesen. Zu Hause angekommen, hättet ihr sollen hier sein und mit ansehen die Begrüßung, wie viele da gekommen waren uns zu sehen. Wir haben uns auch herzlich gefreut, daß auch noch von den andern Stationen so viele Geschwister gekommen waren, uns zu begrüßen, wir fühlten uns nicht wert all der Liebe, die uns bewiesen wurde. Gott vergelte es einem jeden.

Bald hatten die Balzer-Schwestern auch den Tisch gedeckt, und hieß es beisitzen gehen und eine erfrischende Mahlzeit zu uns zu nehmen, wir freuten uns, noch einmal mit den Lieben um den Tisch zu scharen und uns zu laben. „Lobe den Herrn meine Seele," so müssen auch wir ausrufen, wenn wir sehen, wie gnädig uns der liebe Heiland auf unserer ganzen Reise bewahrt und mit allem hindurch geholfen. Wenn wir auch manchmal sind in Gefahr gewesen, und auf vielen Stellen Krankheit und Keuchhusten war, so hat der liebevolle Heiland bewahrt, sodaß wir ohngehindert konnten das Werk tun, das uns von ihm aufgetragen war. Wir sind herzlich froh, wieder auf unserm Feld zu sein, und die Arbeit mit frischem Mut aufzunehmen und tätig zu sein. Da die Proben und Stürme nicht ausbleiben, so ist unser Gebet stets, O Herr, gib uns Kraft, stets Sieger zu sein, was auch kommen mag.

Sonntagmorgen in aller Frühe gingen die Brüder Balzer, Bartel und Schrag zur Morgenversammlung, da wir mehrere Versammlungen hatten in einem Tage. Zurückgekommen, hatten wir Frühstück; nachher lasen wir uns ein Wort Gottes und beteten noch zusammen. Um zehn Uhr versammelten wir uns wieder, und eine große Menschenmasse versammelte sich, sodaß wir nicht Raum hatten im Versammlungshaus, sondern wir mußten draußen unter freiem Himmel, was das große Versammlungshaus genannt wird, Versammlung haben. Denn unser Versammlungshaus ist uns schon lange zu klein gewesen, und so beten wir, der Herr wolle uns die Mittel senden, ein größeres zu bauen. Der Herr hat uns noch nie zu Schanden werden lassen. Wir sind froh alles an sein Jesus Herz zu legen, wissend, er höret uns, wenn es nach seinem Willen gebeten ist. Schluß folgt.)

## Eines Arztes Geschichte.

Vor Jahren wurde mir ein wunderbares Zeugnis eines Arztes bekannt, das für einen jeden lesenswert ist. Er erzählt: „Früher war ich Assistenzarzt in einem Krankenhaus und sah dort eine große Menge menschlichen Elends in den verschiedensten Formen. Aber es war nicht alles Elend. Es gab auch Geduld, Ergebung und Hoffnung neben Schmerz, Mattigkeit und Verzweiflung. Ich hatte etwas von der Macht der Wahrheit Gottes kennen gelernt, d. h. ich hatte sie bei andern gesehen. Ich hatte ihre Macht, den Kummer zu heiligen und den Geist zu stärken, gesehen. Meine Mutter war eine Christin, und sie hatte für meine ewige Seligkeit gebetet und gerungen, gehofft, wo vielleicht nichts zu hoffen war, daß ich einst unter den Einfluß des Evangeliums gebracht und zu Gott bekehrt und gerettet werden möchte.

Unverändert verließ ich mein Elternhaus und durchlief die ersten Stadien meines Berufes unverändert, außer zum Schlechteren. Ich fragte nichts nach dem Gott meiner Mutter, ich vergaß ihn, d. h. soweit ich konnte, verbannte ich ihn aus meinem Gedächtnis. In den folgenden Stufen meines Berufs entfernte ich mich noch weiter von Hause und wenn möglich noch weiter von Gott — weit, weit entfernte ich mich von ihm durch schlechte Taten. In meinem Beruf studierte ich in Hospitälern, bestand Examina, und man versprach mir viel für die Zukunft.

Eines Tages wurde ein armer Bursche ins Krankenhaus gebracht, der durch einen Fall schwer verletzt war. Er war Maurer, die Sprosse einer Leiter war unter seinem Gewicht zerbrochen, während er einen Trog voll Mörtel hinauftrug, und er stürzte aus beträchtlicher Höhe mit furchtbarer Gewalt zu Boden. Es war keine Hoffnung für sein Leben. Alles, was zur Linderung seiner Schmerzen getan werden konnte, geschah, und hierin hatten wir einigen Erfolg. Der Mann wußte, daß er sterben mußte, denn sein Bewußtsein war klar, und er fragte mich einmal, wie lange er noch zu leben habe. Da kein Grund zum Verschweigen war, sagte ich ihm, was ich dachte.

„So lange!" rief er aus, als er die Zeit hörte. „Ich dachte, es würde eher sein, aber er weiß es am besten."

„Ja, vielleicht, lieber Freund," sagte ich beruhigend. „Ich glaube, daß es noch so lange dauern wird."

„Ja, aber ich meine jetzt etwas anderes," antwortete der arme Bursche mit schwachem Lächeln.

„Haben Sie Freunde, die Sie gern noch sehen möchten?" fragte ich.

Der Mann schüttelte den Kopf, er sei allein in der Welt, sagte er; aber seine Wohnung sei nicht weit fort, und wenn ich es gütigst besorgen wollte, so würde er gern seine Wirtin von dem Unfall wissen lassen; sie würde ihn vielleicht besuchen, er sei ihr noch etwas Geld schuldig und möchte sie gern bezahlen. Er habe genug Geld dafür in der Tasche. Sein Wunsch wurde erfüllt, die Frau besuchte ihren sterbenden Mieter zwei- oder dreimal, wie ich hörte, obgleich ich sie nie sah und nicht wußte, was die beiden zusammen verhandelten.

Meine Angabe bestätigte sich. Der Mann lebte noch eine Woche und starb dann. Natürlich sah ich ihn täglich mehrmals, aber nur wenige Worte kamen über seine Lippen. Ich bemerkte nur einen eigentümlichen Ausdruck von Ruhe und stillem Glück auf seinem Gesicht, der mich sehr verwunderte, denn seine Schmerzen müssen zuweilen rasend gewesen sein. Nun, der Mann starb, und ich war zugegen, als er fortgetragen wurde.

„Was sollen wir hiermit machen, Herr Doktor?" fragte die Pflegerin und hielt ein Buch in die Höhe. — „Was ist es?" — „Die Bibel des armen Burschen. Die Wirtin brachte sie ihm, weil er sie darum gebeten hatte. Bis zuletzt hat er darin gelesen, sobald er etwas Erleichterung hatte; und wenn er nicht lesen konnte, lag sie unter seinem Kissen." Konnte ich meinen Augen trauen? Es war die Bibel, die einst mir gehört hatte, — die Bibel, die meine Mutter mir gegeben hatte, als ich als Jüngling zum erstenmal das Vaterhaus verließ, und die ich nachher verkaufte, ja, verkaufte, um neue Mittel für mein Sündenleben zu erhalten, als, wie ich oben sagte, fast mein ganzes persönliches Eigentum denselben Weg ging. Ja, da war meine eigene Bibel, die ich einst von meiner Mutter erhielt; mein Name stand darin von der Hend meiner Mutter, noch nicht ausgelöscht. Ich besaß genug Selbstbeherrschung, um meine Gemütsbewegung nicht zu verraten, und ich brachte es sogar fertig, in gleichgültigem Tone zur Pflegerin zu sagen: „Das hat nichts zu sagen; ich will das Buch für mich nehmen."

Ich nahm die Bibel mit nach Hause. Sie war augenscheinlich viel gebraucht worden, denn es waren noch nicht viele Jahre vergangen, seit ich sie aus der Hand gelegt hatte.

Vielleicht hatte sie außer mir und dem Kranken niemand benutzt. Eins wußte ich, daß ein besserer Gebrauch von der Bibel ge-

macht worden war, seitdem ich mich ihrer entäußerte, als je zuvor. Fast jede Seite, die ich umwandte, zeugte durch Randbemerkungen und durch manche unterstrichene Stelle von der Sorgfalt und dem Fleiß, womit die Bibel durchforscht worden war. Ich konnte nun Stelle um Stelle nachlesen, die zweifellos der Trost des armen Besitzers der Bibel in Zeiten des Zweifels oder der Versuchung oder sonstiger Schwierigkeiten gewesen waren und seinen Weg zum Grabe leicht gemacht hatten. Kein Wunder, daß er so still und glücklich war, der arme Besitzer! sagte ich. Freilich, er war arm in dieser Welt, unbekannt und ungeliebt, doch, wie ich fest glaube, „reich an Glauben und ein Erbe des Reiches, welches er verheißen hat denen, die ihn lieb haben." (Jak. 2, 5.)

Soll ich noch mehr schreiben? Soll ich sagen, daß dies wunderbare Ereignis der Wendepunkt in meinem Leben wurde? Daß die Anklagen meines erwachten Gewissens mich fast zur Verzweiflung trieben, bis ich fähig wurde, „das teuer werte Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen", zu verstehen? Und daß meine wiedergefundene Bibel mir teurer ist als alle Bücher meiner Bibliothek, weil das Evangelium, das sie enthält, mir durch den Glauben an Christum eine Kraft Gottes, die da selig macht, geworden ist? (Röm. 1, 16.)

Mit dir, o Sünder, redet Gott,
Und du willst ihn nicht hören?
Er schickt dir Hilfe in der Not,
Und du willst sie abwehren?
Der König öffnet gnädiglich
Dir heute einen Weg zu sich;
Wählst du des Todes Pfade
Und nicht den Pfad der Gnade?

Hinab zur ewig finstern Gruft
Gehn deine Sündenschritte;
O höre, wie dich Jesus ruft,
Ja, höre seine Bitte:
„Ich will dich lieben, werde mein!
Und alles, was ich hab', sei dein;
Komm, komm in meine Arme,
Daß ich mich dein erbarme!"

Nun, Sünder! Zauderst du wohl noch?
Was hast du denn gefunden
Auf deinem Wege? — Hartes Joch
Und tiefe Schmerzenswunden.
Die Freude selber schlug sie dir,
Und endlich wird dir nichts dafür.
Daß du so läufst und rennest,
Als daß du ewig brennest.

So gib der Sünde Wahnsinn auf;
Er endet in der Hölle.
Beginne jetzt den neuen Lauf
Durch Beugung deiner Seele
Vor dem, der dich verdammen kann.
O sieh, er nimmt sich deiner an!
Es sollen deine Sünden
In Jesu Blut verschwinden.

—Zionspilger.

## Vereinigte Staaten

### Kansas.

**Cimarron**, Kansas, den 12. Juli 1916.

„Denn Geiz ist die Wurzel alles Uebels" oder: „Geldliebe ist die Wurzel alles Uebels" nach der englischen Uebersetzung.

Die „Saloons" zerstören das Leben von Tausenden, erzeugen Armut, Not und Verbrechen. Durch sie werden liebevolle Ehemänner zu Tyrannen ihrer geplagten Frauen und in manchem einst glücklichen Hause entsteht eine Hölle. Und hinter dieser schädlichen Arbeit der Saloons steckt das Geld.

Die Ursache des sogenannten „Weißen Sklavenhandels" ist das Geld. Tabak wird gezogen und verkauft um des Geldes willen. Falls sich dies nicht so gut bezahlte, würde man ihn nicht ziehen, folglich würde er nicht gebraucht werden und wir würden denkfähigere Knaben haben. Aber hinter der Tabaksünde steckt das Geld.

Wenn wir irgend ein Monatsblatt oder Magazin in die Hand nehmen, finden wir hunderte von Plänen leichten Gelderwerbs angezeigt. Einige Aerzte machen große Anzeige und garantieren, daß sie unsere Krankheiten heilen können. Knaben und Mädchen, hütet euch vor diesen Anzeigen. Es ist möglich, daß dieselben nur euer Geld wollen. Seid ihr unwohl, so geht zu euren Eltern oder zieht den Hausarzt zu Rate und spart so einen großen Teil eures schwer verdienten Lohnes, womit ihr mit viel größerm Nutzen für euch den Armen helfen könnt oder die Kasse eurer Sonntagschule füllen helft.

Süßigkeiten tun keinen Menschen gut, sondern werden gemacht und verkauft allein des Geldes wegen.

Geld ist geprägtes Metall, welches im Handel dazu dient, die zu unserm Leben nötigen Dinge zu kaufen, oder sollte zu diesem Zweck gebraucht werden. Darum sollten wir ihm nicht dienen noch es dazu brauchen, die Sünde zu kaufen und uns selbst damit zur Verdammnis und Verderben zu verkaufen. Wodurch entsteht Streit, Selbstsucht, Bosheit und Lüsternheit? „Wurzel alles Uebels". Was ist das höchste Ziel der Welt? Mammon. Warum? Weil man damit alles kaufen kann, wonach das Fleisch gelüstet. Was ist die Folge? Sünde, Verderben, Hölle.

Wende dich um und schaue, wo du bist. Du kannst nicht anders als es bemerken, wo das Geld sein seelenverderbendes Werk tut. Stark sind die Bande Mammons. Beamte, Prediger und Kirchengemeinden tanzen nach der Pfeife des Geldes. Ich glaube, daß, wenn es nicht um die tausenden von der „Wurzel alles Uebels" wäre, die Billy Sunday bekommt, er würde nicht, wie er laut Bericht der Zeitungen in seiner letzten Predigt in Kansas City behauptete, willig sein, auf dem Kopfe zu stehen um Sünder zu retten.

O du Geist der Selbstsucht und Habsucht, wie ist es, daß so wenige dich sehen, da du doch so nahe bist!

„Denn die Geldliebe ist die Wurzel alles Uebels, welches hat etliche gelüstet, und sind vom Glauben irre gegangen, und machen ihnen selbst viele Schmerzen. Aber, du Gottesmensch, fliehe solches! Jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben der Liebe, der Geduld, der Sanftmut."

J. B. Wedel.

**Pawnee Rock**, Kansas, den 14. Juli 1916. Woher kommt Krieg unter euch? Kommt es nicht daher aus euren Wollüsten, die da streiten in euren Gliedern? Jak. 4, 1.

Die Frage ist sehr wichtig. Wie kommt es, daß die Christenheit den Krieg anerkannt hat. Sie mußten Kriegsdienst tun, solange sie noch unter heidnischer Obrigkeit standen. Aber als Konstantin die Kirche Christi zur Staatskirche erhob, hätten sie den Krieg aufheben sollen. Aber nein; jetzt erst recht fing der Krieg an, und warum? Um zu herrschen, weil dies dem kirchlichen Oberhaupt die Macht verlieh zu herrschen über alle Regierungen. Damit war auch in der Christenheit der Grund zum Kriegführen gelegt. Die göttliche Vorsehung ließ es zu, wohlwissend, was kommen werde. Hätte Luther nicht mit dem Schwert drein geschlagen, so hätten wir heute keine Bibel und wir würden noch dem kirchlichen Oberhaupt die nackten Füße im Sarge küssen. So muß Gott es zulassen, daß sich das Böse selbst straft, denn die am Ruder und die Häupter der sogenannten christlichen Regierungen wollen aus Wollust herrschen. Das menschliche Gemüt ist derart: Je mehr es hat, je mehr es will, und es kennt keine Grenzen. So muß dann der Herr sagen:

„Sie wollen sich nicht strafen lassen von meinem Geist." Solch ein Zustand tritt ein, wenn kein Wollen zum Guten mehr da ist. Das Wollen des Guten erzeugt das, was wir das Gewissen heißen. Wenn der Wille nicht da ist, ist auch das Gewissen nicht, wodurch der Herr strafen kann; denn dasselbe verursacht Leid und will nicht Böses tun. Zwar Wollen hat der Mensch dennoch, aber es ist lauter Böses. Wird ein solcher Mensch nicht davon losgemacht, so kann er nicht wiedergeboren werden, sondern geht mit seiner bösen Lust in die Hölle. Ist der Mensch erst so weit, daß es ihm Freude macht, andere zu quälen, wenn auch unschuldig, so ist wenig Hoffnung mehr für ihn zur Umkehr. Haue ihn ab, den unfruchtbaren Baum, was hindert er die andern! So läßt Gott solche Kriege zu; aus demselben Grunde war es erlaubt, daß Israel die Heiden schlug, weil sie gar zu abgöttisch geworden und keine Barmherzigkeit mehr hatten, also daß sie ihre Kinder den Göttern opferten. Auch Israel verfiel demselben Laster, darum sind auch sie verworfen. Nun sind die Christen an der Reihe, aber noch nicht alle. Die Berichte sind doch so verschieden, daß man sich über manche freuen kann; wieder andere sind so greulich, daß man es nicht aussprechen möchte. Es ist ein Kampf mit der Hölle, denn sie möchte mitwirken; sie möchte weiß schwarz und schwarz weiß machen. Wie es hinausgehen wird, ist Gott bekannt. Noch ist nichts Gutes zu erwarten; denn es zeigt sich noch nicht Besserung.

T. Dirks.

---

## Michigan.

Auburn, Michigan, den 5. Juli 1916. Wieder ist der große amerikanische Nationaltag., d. h. der der Vereinigten Staaten, vorüber. Was für Unfälle werden da wieder zu verzeichnen sein, und wie viel Geld wird unnützerweise vergeudet worden sein! (Mit den Unfällen scheint es diesmal nicht so schlimm zu sein, wie wir befürchteten. Ed.) Schon um Mitternacht hörten wir das Geknall und Getöse, welches Jungamerika zuwege brachte. Vor zwei Wochen hatten sie in unserer County-Stadt Bay City einen dreitägigen Feiertag. Die Feier an den ersten zwei Tagen galt den Veteranen der „Grand Army of Amerika", die des dritten der Kriegsbereitschaft (preparedneß). Der Flaggenschmuck allein kostete ein wenig über $800.00. Dreitausend wurden von den Stadtältesten bewilligt. Als letzten Winter viel Arbeitslose in der Stadt waren und viele Familien sich in der bittersten Not befanden, war große Unzufriedenheit unter den Stadtvätern, und das Murren wollte kein Ende nehmen, als der städtische Armenprediger um Almosen bat; hier aber zu der Kriegsbereitschaft waren sie alle einig, und die große Summe ohne Widerspruch erlaubt. So ist die Welt einmal. Sogar einige englische Prediger begeistern ihre Zuhörer von der Kanzel herab, für „Preparedneß zu stimmen. Jetzt ist die feindliche Stimmung gegen die Deutschen etwas milder, weil sie laut Zeitungsberichten an beiden Fronten verlieren sollen. Nun ist die Angst, daß die Deutschen womöglich von unter dem Wasser unverhofft auftauchen und eine große Armee in den Vereinigten Staaten landen möchten, ein wenig gestillt. Diesen Unsinn hat man viel gehört und er wurde auch geglaubt. Nun soll aber ein Tauchboot in Baltimore aufgetaucht sein, welches aus Deutschland kam. Dies sollte aber so schnell wie möglich angewiesen werden, den Hafen zu verlassen, ehe es zuviel Umschau halten kann. Es ist zum Lachen, was manche Amerikaner sich denken. Die Deutschen würden Aufzeichnungen machen von Festungen! Dabei haben wir keine; ich habe einige von ihren Forts gesehen. Es war nur fünfzölliges Bohlenwerk und kleine Rasenwälle. Das ist alles, was ich sah. Auch die Brookliner Navy Yard habe ich mir gut angesehen; bin öfter drin gewesen. Nur niedriges Mauerwerk umgibt sie. Kriegsbereitschaft und Automobilankäufe werden fieberhaft betrieben. Reich und arm wetteifern im Automobilankauf und die Agenten sind täglich auf den Höfen der Farmer und fast nicht fortzukriegen. Alle vier Wochen kommt ein neues Modell von Automobilen heraus. Wenn so ein Tausenddollarauto vier oder sechs Wochen alt ist, so ist es nicht mehr modern; ein neues, schöneres Modell ist erfunden, hat mehr Messingknöpfe und Nickelplattierung. So wird es als „Secondhanded" betrachtet und ist jetzt nur noch so seine $200.00 wert, während es vor sechs Wochen $1,000.00 gekostet hat. Die Fabrikherren müssen mit Gewalt reich werden; denn das Geld strömt ihnen wie laufendes Wasser zu. Der Arbeiter war und bleibt arm; denn er muß mitmitmachen, muß Logen und Vereinen u.s. w. angehören; nur dem Herrn Jesu angehören, das erscheint ihm Torheit und zu abgeschmackt zu sein. Freiheit und Zuchtlosigkeit ist sein Motto. Wie geht doch die Welt ihrem Verderben nach. Der Herr Jesus sagte einst: Wo das Aas ist sammeln sich die Adler.—Die Menschheit wird zum Aas, und die Adler sind auf der Lauer, es zu fressen durch Krieg und Revolution. Es sind sehr ernste Zeiten. Wir sollten mehr wachen und beten, damit wir treu erfunden werden möchten. Der Herr wolle uns dazu verhelfen.

Das Wetter hat sich zum Bessern gewendet. Seit dem 1. Juli haben wir sehr warmes Wetter, ohne Regen. Alles wächst sehr schön. Auf manchen Stellen wird es schon trocken. Arbeit ist in Hülle und Fülle. Die Heuernte ist in vollem Gange und sie verspricht eine reiche zu sein. Altes Heu kostet 19.00 bis $20.00 die Tonne. Es ist noch niemals so teuer gewesen. Alte, weiße Speisebohnen sind $5.00 das Buschel. Das ist auch noch nie dagewesen. Seit die Mobilmachung losging ist alles im Preise gestiegen und steigt noch. Fleisch ist besonders hoch. Möchte noch die Adresse angeben, an welche man seine Anfragen bezüglich des Magenmittels „Kodol" zu richten hat. Sie ist: E. C. D. Witt, Chicago, Ill., Kodol Stomach Cure. — Ich habe einige Briefe deswegen erhalten unter welchen auch mehrere ohne Porto für die Antwort waren. Solche beantworte ich nicht brieflich.

Zum Schluß einen herzlichen Gruß an Editor und alle Leser!

J. Naweck.

---

## Minnesota.

St. Paul, Minnesota, den 10. Juli 1916. Werte Rundschau! Ich bin soeben hier angekommen von Montana, wohin ich mit einer schönen Gesellschaft Mennoniten fuhr. Bis dahin gingen meine Reisen immer nach Wolf Point und Oswego, Montana, dem Heimstätteland, dieses Mal aber nach Poplar, Montana, wo jetzt tausende Acres vom besten Lande zu kaufen sind, nicht unter dem Heimstättegesetz, aber es ist doch alles Regierungsland und kann und muß direkt von der Regierung gekauft werden in der U. S. Landoffice, und zwar muß man persönlich erscheinen. Es kann absolut kein Landagent dieses Land verkaufen, noch die Northern Railway Company. Da dieses Land eben auch an unserer Bahn liegt und jetzt zu kaufen ist, so möchten wir diese Gelegenheit bekannt machen unter unserm Volk, und so möchte ich eine Beschreibung dieses Landes in den Spalten der Rundschau folgen lassen.

Als die Regierung die Fort-Peck Indianer Reservation aufmachte zur Besiedlung unter dem Heimstättegesetz, hielt sie ein großes Stück Land zurück im östlichen Teile dieser Reservation, da Spuren von Mineralien dort waren. Nun hat es sich erwiesen, daß deren nicht genügend sind, das Land zur Ausbeutung derselben zurückzuhalten, und

nun bietet die Regierung es aus zum Verkauf. Dies ist das beste Land auf der Reservation. Alles Land, angrenzend an unsere Eisenbahn, in einer Strecke von 15 Meilen kostet per Acre $20.00. Diesem anschließend, ist Land zum Preise von $10.00 per Acre. Uebrigens ist das Land eins und dasselbe, nur ist die Entfernung von der Eisenbahn inbetracht genommen. Also alles Land, über 15 Meilen von der Eisenbahn, ist $10.00 per Acre. Alles Land näher dem 15 Meilen ist $20.00. Nun liegt dort ein großes Stück Land in dem $10.00 den Acre Distrikt, Raum für mehrere hundert Familien, und ist vom besten Lande, bewachsen mit viel dichtem Gras. Die Great Northern Bahngesellschaft plante, dort eine Bahn durchzubauen, und nun ist es entschieden, daß diese Bahn gebaut soll werden, und die Vermesser (Surveyors) sind jetzt dort an der Arbeit und vermessen die neue Bahn. Dadurch kommt dieses Land, welches jetzt noch zu $10.00 für den Acre zu kaufen ist, sechs bis 15 Meilen von dieser neuen Bahn, während das andere, bis 15 Meilen von der alten Bahn entfernte Land, $20.00 den Acre kostet.

Den 18. Juni fuhr ich hinaus und besahe dies Land und fand, daß es vom besten Lande ist, und daß da Raum genug sei für eine große Mennonitenansiedlung von etwa 200 Familien. Alles $10.00 den Acre.

Den 4. Juli fuhr ich mit einer Gesellschaft Mennoniten hin, um es zu besehen und es zu untersuchen für eine Mennonitenansiedlung. Vier aus diesen sechs haben Land gekauft und das Nachfolgende ist, was diese von diesem Lande sagen:

„Wir, die Unterzeichneten, Mennoniten von Marion Junction und Dolton, Süddakota, fuhren den 4. Juli mit J. J. Harms nach Poplar, Montana, um das Land zu besehen und zu untersuchen, welches jetzt von der Regierung zu $10.00 den Acre zu kaufen ist, und finden, daß es sehr gutes Land und sehr reicher Boden ist, dicht mit Gras bewachsen. Wir haben noch anderes Land in anderen Gegenden besehen welches zwar gut war, aber keinen Vergleich aushielt mit dem Lande zu $10.00 per Acre. Wir fuhren noch einmal hinaus und haben heute ein Jeder 160 Acres sehr schönes Land gekauft für $10.00 den Acre, und zwar gekauft von der Regierung in der U. S. Landoffice. Dies Land ist nicht unter dem Heimstättegesetz. Wir haben dies Land eben so gut gefunden, als J. J. Harms es beschrieben hat, und sind froh, daß wir seinem Rat folgten und hin fuhren. Jetzt haben wir dort jeder ein schönes Stück Land von 160 Acres. Hier ist genug vom schönsten Lande für eine große Mennonitenansiedlung, und wir erwarten, daß sich uns dort noch viele anschließen werden. Wartet aber nicht zu lange, denn dieses gute Land für nur zehn Dollars den Acre wird schnell vergriffen sein.

Peter T. Köhn, Dolton, S. Dakota; Isaac T. Köhn, Dolton, S. D.; Henry F. Schartner, Marion, S. Dakota; Henry J. Thomas, Marion, S. Dakota."

„Wir die Unterzeichneten, Mennoniten von Marion, Süddakota, fuhren den 4. Juli mit J. J. Harms nach Poplar, Montana, um das Land, jetzt zu kaufen für $10.00 den Acre, zu besehen. Dieses ist vom besten Lande, reicher Boden. Ein Teil desselben ist eben, während anderes wellenförmig ist. All dieses Land kostet $10.00 den Acre. Uns hat es sehr gefallen, es ließ für uns nichts zu wünschen übrig. Hier ist Raum für eine große Mennonitenansiedlung. Es ist aber Eile notwendig, denn dieses gute Land, welches jetzt von der Regierung für nur $10.00 per Acre zu kaufen ist, wird schnell vergriffen sein. Wir haben dort auch sehr schönes Getreide und Alfalfa gesehen.

Gerhard Goossen, Marion, S. Dakota.
John W. Decker, Marion, S. Dakota."

Ich möchte hier noch erwähnen, daß das oben beschriebene Land etwa 35 Meilen östlich von der großen neuen Mennonitenansiedlung bei Wolf Point und etwa 15 Meilen östlich von der Mennonitenansiedlung bei Poplar liegt. Ich rechne, in wenigen Jahren ist dies alles zusammengeschmolzen in eine große Mennonitenansiedlung. Weitere Auskunft zu erteilen, bin ich gern bereit. Adressiert: J. J. Harms, Henderson, Nebraska, oder: E. C. Leedy, General Immigration Agent, Great Northern Railway, St. Paul, Minnesota.

J. J. Harms.

---

## Missouri.

Clinton, Mo., den 14. Juli 1916. Auf Anraten und der Mithilfe mehrerer Brüder ließ sich Prof. Witzke bereden, diese Gegend und seine traute Heimat auf einige Monate zu verlassen. Seiner Gesundheit wegen wurde es für gut eingesehen, daß er auf einige Monate nach Colorado gehe, um frische, kühle Bergesluft einzuatmen. Und er schreibt, daß die hohe Gegend und die frische Lift ihm sehr gut tun. Er kann dort gut essen und schlafen; hoffentlich wird sein geschwächtes Nervensystem wieder hergestellt, auf daß er wieder als Lehrer der fremden Sprachen tätig sein kann und wieder seiner Familie vorstehen.

Letzte Woche kam hier eines Morgens ein langer feiner Zug an. Er wurde exposition train (Ausstellungszug) genannt. Von 1 Uhr nachmittag bis 9 Uhr abends hatte man freuen Zutritt zu all den Sehenswürdigkeiten, die er mit sich führte. Ich und meine Familie gingen durch zehn Waggone, und in jedem derselben war etwas Anderes zu sehen. Da sahe man so viel verschiedenes, daß ich es gar nicht einmal alles aufzählen kann. Da waren Kriegsschiffe, kleine und große Kanonen, Flinten, Maschinengewehre, die ganze Ausrüstung eines Soldaten, Unterseeboote, Luftschiffe, die Naturschönheiten dieses Landes, die Minenwelt usw., überhaupt das ganze Leben und Treiben dieses Landes wurde einem vor die Augen gebracht.

Die deutschen Tauchboote sind wieder aufgetaucht und die englischen Schiffe tauchen unter. Der Unterseebootkrieg hatte etwas nachgelassen, aber in letzter Zeit geht's wieder drauflos.

Villa ist von einem deutschen Arzt geheilt worden und nun ist er wieder recht tätig. Seine Armee wird von Tag zu Tag größer, und er hat Böses im Sinn.

Die Russen gewinnen, und die Deutschen gewinnen, so schreiben die englischen Zeitungen.

Professor Gallion fuhr anfangs dieser Woche nach Süd- und Norddakota, um für das hiesige deutsche Seminar Schüler zu gewinnen. Prof. Franz Isaak und seine Frau kamen letzte Woche auf ihrem neuen Auto hier an. Frau Isaak hat das Auto von ihren Großeltern als Geschenk erhalten. Es ist eines von den besten und kostet $1075.0 Da er Vorsteher und Geschäftsführer unserer Schule ist, hat er jetzt viel Arbeit.

Der älteste Indianer lebt zurzeit im nördlichen Minnesota. Er heißt Swift Arrow. Sein Alter gibt er auf 128 Jahre an. Als Washington starb, war er 11 Jahre und als Lincoln geboren wurde, 21 Jahre alt. Letztes Jahr wollten sie ihn bewegen, nach der Weltausstellung in California zu fahren. Es wurde alles Erdenkliche aufgeboten, aber vergeblich. Vor zwei Jahren ließ er sich bereden, nach St. Paul und Minneapolis zu fahren. Mit großer Verwunderung sahe er da zum ersten Mal die Straßenbahn und die Autos fahren. Die großen Elevatoren jagten ihm furchtbaren Schrecken ein. Man führte ihn in ein großes Hotel und wollte ihm ein großes Zimmer zum Schlafen geben. Aber seine alte Gewohnheit konnte nicht gebrochen werden: Er zog vor, gegen einem offenen Fenster auf dem Fußboden zu schlafen. Er äußerte ein starkes Verlangen nach seiner alten Heimat und

machte ein Gelübde, nie wieder eine Großstadt zu betreten. Das große Geräusch und den Lärm mag er nicht anhören. Er hat ein starkes Verlangen nach Tabak und Feuerwasser. Seine künstliche Steinpfeife, aus der er mehr als fünfzig Jahre geraucht hatte, verkaufte er um keinen Preis. Eines Tages gaben sie ihm Feuerwasser und berauschten ihn, da vertauschte er seine Pfeife für einen Schluck Schnaps. In seinen jungen Jahren ist er über sechs Fuß hoch gewesen; aber jetzt geht er schon krumm und gebückt. In den letzten zehn Jahren ist fast keine Veränderung an ihm zu sehen gewesen. Sein ganzes Leben lang ist er ein Freund der Weißen gewesen und hat manchen Massakre abgewendet.

Den 4. Juli hatten wir einen heftigen Regen. Seit der Zeit ist es alle Tage recht warm, so von 90 bis 102 Grad und fast windstill. Wir wünschen uns schon wieder Regen; das Gemüse in den Gärten bedarf seiner schon sehr. .

Gestern abend zwischen 8 und 10 Uhr gingen hier viel Personenzüge mit Soldaten durch. Der erste Zug hatte zwanzig Waggone, die andern weniger. Als sie ankamen heulte die Dampfpfeife der Eisfabrik, als wenn wunder was geschehe. Die zugelaufenen Leute schrieen, und auch die durchfahrenden Soldaten jauchzten und machten Musik. Der Lärm war großartig. Soll man das eine Freudenfahrt nennen? O nein! Wenn Jesus in den Wolken des Himmels kommen wird und alle Kinder Gottes vereinigen und mit ihnen auffahren wird zur neuen Stadt Jerusalem, das wird vollkommene Freude sein.

Jacob Thomas.

## Montana.

Wolf Point, Montana, den 14. Juli 1916. L. Br. Wiens! Wir hatten das Vorrecht, Aeltester David A. Schultz von Avon, S. Dakota in unserer Mitte zu haben. Seine Mission war, zu untersuchen, wo sich unsere deutschen Mennoniten angesiedelt hatten und womöglich ihnen in kirchlicher Hinsicht behilflich zu sein. Er kam hier Montag den 10. spät abends an und Dienstag fuhren wir 30 Meilen nördlich, wo wir inzwischen auf mehreren Stellen anhielten und Br. Schultz sich erkundigte, zu welcher Gemeinde die da Wohnhaften gehörten. Dann nahmen wir die Richtung östlich, 15 Meilen ohne Weg und Steg, wo wir unserer Ansicht nach das schönste Land gesehen haben. Wir kamen dann zu einem gewissen Johann Tschetter, früher wohnhaft in Freeman, S. Dakota. Er war nicht zuhause, sondern war nach der Stadt gefahren. Doch die Frau und Kinder waren zuhause. Diese Lieben fühlten sich auf ihrer Heimstätte nicht sehr heimisch. Wir verdenken es ihnen auch nicht, denn ihr Land ist sehr bergig und steinig. Sie hätten nur brauchen vier bis sechs Meilen weiter nach dem Westen zu gehen, um das beste Land zu bekommen, das auf der Reservation ist, ohne Stein und Hügel. Wir sind dann von Tschetter seinem Platz nach dem des Abraham Ratzlaff gefahren. Er war auch zuhause. Freund Ratzlaff hat etwas besseres Land; aber es war ihm auch nicht ganz recht, daß sie dorthin gelangt waren. Dort waren nur acht Familien Deutsche und sie haben auch nur wenig Hoffnung, daß dort noch mehr Deutsche ansiedeln werden, was sich dann schwer machen will beim Gottesdienst ohne Hirten. Dies sollten unsere Mennoniten unbedingt im Gedächtnis behalten bei einer neuen Ansiedlung, zu kaufen und auch aufzunehmen. Wir geben gern mehr Auskunft auf Wunsch. Achtungsvoll,

F. A. Schmidt.

Hydro, Montana, Werte Rundschauleser! Gott zum Gruß! Es hat sich hier schon viel ereignet, aber der vielen Arbeit wegen wird das Schreiben immer wieder aufgeschoben. Bei den lieben Nachbarn H. Fransen kehrte ein Söhnlein ein. Alles schien munter, doch der Herr holte sich das kleine Lämmlein bald heim. Ja, das hat ausgelitten; es hat den Lauf vollbracht. Es ist eine ernste Mahnung für uns alle, daß wir nicht zu jung sind, vor dem Herrn zu erscheinen. Darum wollen alle wachen und beten.

Bei P. Fransen kehrte ein nettes Mägdlein ein. Es wird seinem einsamen Schwesterlein bald viel Gesellschaft leisten. Bei Geschw. P. Peters ist ein feines Töchterlein eingekehrt. Es ist, Gott sei Dank, alles wohlauf. Gestern, den 11. Juli kehrte bei G. Friesens der siebente Sohn ein. Willie Dalkes hat der Herr den 9. Juli den ersten Sohn geschenkt. Es ist auch da alles, Gott sei Dank, sehr munter. Ihre Mutte, Tante Bergen, pflegt sie. Es ist ziemlich schwer für die alte Tante, hier ihre Töchter pflegen und dabei immer daran denken, daß auf ihrer Heimstätte gebaut werden soll. Ja, eine Ansiedlung bringt viel Kummer mit sich; aber wohl dem, der sich auf den Herrn verläßt; der hilft tragen.

Wir hatten hier auch sehr werten Predigerbesuch. Rev. Siebert hielt eine Ansprache in der Nazarener Kirche über das Kommen Jesu. O wie herrlich wird es sein heimzugehen. Den nächsten Abend hielt er Abendstunde in der Kirchengemeinde. Er gab uns manch schönes Beispiel. Ja, es kam mir so herrlich vor, ein Evangelist zu sein und täglich Gottes Wort auszustreuen. Rev. J. Ens machte beide Abende die Einleitung. Er machte es uns sehr deutlich. Auch machten sie mehrere Hausbesuche. Es war mir sehr schade, daß sie nicht bis zu uns kamen. Dann war Rev. Schultz bei den Mennoniten. Er hielt eine Abendstunde und Bruderberatung. Da wurde H. Fransen als Prediger gewählt durch das Los. Jetzt kann er auch ausrufen: Ein lieblich Los ist mir gefallen (wenn auch ein schweres; aber was wir aus Liebe zu Jesu tun, sollte uns eigentlich nicht zu schwer sein.)

Wir haben jetzt viel Regen. Alles Getreide steht prachtvoll. Wenn der Herr es vor Schaden bewahrt, dann gibt es eine reiche Ernte. Der lieben Schw. F. Funk, die lange sterbenskrank lag und auch so gerne heimgehen wollte, hat der Herr wieder die Gesundheit gegeben, was uns alle herzlich freut. Unser Jugendverein regnete Sonntag abend ein. Den 2. Juli fuhren alle hiesigen Mennoniten nach Cherryridge Andachthalten, wo sie wegen des Regens alle bei Rempels übernacht bleiben mußten. Den 30. Juli wird unsere Nazarener Kirche eingeweiht und ein Kinderfest gefeiert werden; alles aber so Gott will. Das Programm ist schon verteilt. Gruß an alle mit dem 4. Psalm.

Maria A. Löwen.

## Nebraska.

Beatrice, Nebraska, den 3. Juli 1916. Zwei liebliche und hohe Feste der ganzen Christenheit hat durch Gottes Gnade unsere Gemeinde wieder feiern dürfen. Es war das Fest der Himmelfahrt unsers lieben Heilandes Jesu Christi und das heilige Pfingstfest, das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes.

Da am Himmelfahrtsfest die Andacht in der Stadt ausfällt, versammelte sich unsere Gemeinde besonders zahlreich in unserer Landkirche und traf sich vorher an den Gräbern unserer Lieben.

An diesem Tage fand auch die zweite Stellung unserer jungen Leute statt, die in diesem Jahre getauft wurden. Da diese gute, christliche, von unsern Vorvätern uns überlieferte Handhabung in vielen Gemeinden schon ganz abhanden gekommen ist, ist es vielleicht gut, etwas darüber zu sagen: Die jungen Leute, welche die heilige Taufe begehren, bitten zwei Brüder der Gemeinde, meistens ihren Vater und einen, der ihnen nächst diesem am nächsten steht, ihr Vorhaben der Gemeinde kund zu tun.

Von diesen Stellern wird erwartet, daß sie mit den jungen Leute beten, sie auf die Wichtigkeit ihres Vorhabens hinführen, auch ihnen von ihren eigenen Glaubenserfahrungen sagen können.

Es findet die erste Stellung am zweiten Osterfeiertag statt. Nach der Andacht wird die Gemeinde ersucht, beisammen zu bleiben. Es hält dann unser Aeltester Gerhard Penner auf dem Grunde eines Gotteswortes eine kurze Ansprache und mit der Gemeinde ein „knieendes" Gebet für die jungen Seelen. Darauf trägt jeder der zwei Steller das Verlangen der jungen Leute vor, berichtet von ihrer Herzensstellung, wie sie fühlen, daß die eigene Kraft zum Seligwerden nicht ausreicht; wie sie fühlen, daß sie einen Heiland brauchen, mit dem sie in der Taufe einen Bund schließen wollen, und manches andere schöne Glaubensbekenntnis dürfen wir dann vernehmen.

Bei dieser Stellung wird dann auch von unserm Aeltesten auf die Wichtigkeit der Glaubensartikel, welche an verschiedenen Sonntagen der Gemeinde vorgetragen werden, hingewiesen. Dieses Verfahren hilft durch Gottes Gnade unserer Gemeinde festhalten an unserm Mennonitischen Bekenntnis, um deswillen wir und unsere Vorväter einst unser Vaterland, unsere alte Heimat, in der wir es gut hatten, verlassen haben. Wir wollten festhalten an dem Bekenntnis von der Wehrlosigkeit, an der Lehre unsers lieben Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen," u.s.w., konnten uns nicht an dem Kriegsdienst beteiligen.

Am heiligen Pfingstfest durften denn vierzehn junge Leute durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden, und das schönste Wetter begünstigte das hohe Fest.

Ganz unerwartet traf unser Missionar Albert Claaßen mit seiner lieben Frau hier ein. Nach deren schweren Krankheit gedenken sie mehrere Wochen in Colorado zur Erholung zu weilen, wo Bruder Claaßen auf der Universität in Bolder noch zu studieren gedenkt. Er hatte in unserer Landkirche die Vorbereitungspredigt für das heilige Abendmahl. Er sagte uns auch, wie schwer es ist, die Indianer von der Sündhaftigkeit ihres Herzens zu überzeugen; wie sie sich nicht denken können, daß die eigene Gerechtigkeit, die eigenen guten Werke nicht ausreichen, um selig zu werden. Wir wissen ja alle, wie schwer wir unsere eigenen Sünden erkennen, so schnell dagegen bereit sind, die Fehler des Nächsten zu sehen und aufzudecken.

In der Stadtkirche predigte der Aelteste H. D. Penner, Newton, Kansas, der hier ein lieber Gast vom 59jährigem Jubiläum geblieben war.

An dem darauf folgenden Sonntage feierte unsere Gemeinde das heilige Abendmahl. Wir genossen, wie wir zuversichtlich hoffen, alle, den Segen der Gemeinschaft der Gläubigen unter einander, und dieser Segen begleitet uns hinein in das Alltagsleben.

Das Wetter hier ist trocken und heiß. Kein Regen stört das Einbringen der reichen Weizenernte. Es soll wohl schon in nächster Woche mit dem Dreschen begonnen werden.

Mit freundlichem Gruß an alle Leser,

Andreas Wiebe.

### Nebraska.

Litchfield, Nebraska, den 14. Juli. Lieber Editor und Rundschauleser! Ich wünsche uns allen die schöne Gesundheit in diesen heißen Tagen. Wir hatten hier beinahe drei Wochen trockenes Wetter, aber, Gott sei Dank, bekamen den 11. einen schönen und schweren Regen. Soviel ich weiß, sind in der Nachbarschaft alle gesund und sind mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt wie: Weizen Mähen, Alfalfa und Hafer Schneiden und Corn Reinmachen. So verschieden ist unsere Arbeit hier. Es kann gut Weizen und Hafer geben und so auch Corn, wenn es nicht abhagelt. Die Weizen- und Haferernte wird bald vorüber sein. Letztes Jahr war für uns ein sehr schweres Jahr, weil wir sozusagen ausgehagelt waren. Noch sieht das Corn gut. Letztes Jahr bekamen wir den ersten Hagel am 24. Juli und den zweiten am 2. August. Nächste Woche die letzten Tage können hier die Dreschmaschinen schon anfangen zu dreschen, vielleicht auch schon eher. Ich habe schon lange nicht von hier an die Rundschau geschrieben, dachte, es sollte mal ein anderer anfangen, einer, der ein stärkeres Gedächtnis dazu hat. Wenn die Rundschau erst wieder könnte nach Rußland gehen, dann hätte ich in derselben schon mehrmal Rundschau gehalten. Es scheint so, als ob Amerika jetzt nur ein Dorf ist; es sind schon so viele Freunde und Bekannte, aber wenig ist in der Rundschau von ihnen zu hören. Br. John J. Pauls, der kommt hin und wieder mit einem Bericht. Es sind ja aber noch so viele in Oklahoma und Kansas, mit denen wir uns lieb gewonnen haben. Freund Jakob Reimer von Medford ist auch so stille geworden und Jakob B. Wieben, lesen sie die Rundschau? und wie ist ihre Adresse? So sind in Manitoba alle Schulgeschwister, in Minnesota Wilhelm J. Töws. Ich mache heute nur bloß eine Rundschau, weil solange alles liegen geblieben ist. Oder schaue ich bloß, um von andern zu verlangen und halte mich für frei? Gruß von uns an Alle.

Jacob und Helena Schierling.

### Texas.

Littlefield, Texas, den 7. Juli 1916. Werter Editor! Da von hier so wenig Berichte einkommen, will ich einen kurzen Bericht einsenden. Wir sind hier im Monat Dezember 1915 hergekommen von Longdon, N. Dakota, wie den meisten Verwandten bekannt sein wird. Ein milderes Klima suchend, haben wir uns hier mit einer Anzahl Mennoniten angesiedelt.

Der Winter war hier ein sehr gelinder, während er in Dakota, unserer alten Heimat, in der wir 27 Jahre gewohnt, wohl mit Recht gesagt einer der kältesten Winter war.

Das Land ist hier sozusagen ganz eben, und die Bodenbeschaffenheit gut. Der Boden ist von rötlicher Farbe.

Letzten Sommer hatten sich hier schon einige Mennoniten angesiedelt und eine gute Ernte erzielt auf dem frisch aufgebrochenen Boden. Gegenwärtig ist es nach unserer Ansicht auf dem frisch aufgebrochenen Boden für die Gärten, für Indiana-Corn und einige andere Futterpflanzen schon zu trocken. Auf dem im letzten Jahre aufgebrochenen Lande steht es sehr gut. Auch der Winterweizen war sehr gut. Einige Felder Sommerweizen (Macaroni) sind mittelmäßig. Die Viehweide ist gut, und das Vieh sieht vortrefflich.

Den vielen Verwandten im canadischen Westen, sowie in Manitoba und auch in den Vereinigten Staaten, diene zur Nachricht, das wir gesund sind außer mir; denn ich fühle noch oft das alte Reißen in den Gliedern.

Es wäre mir lieb, von meinen alten Schulkameraden in Manitoba zu hören. Ist doch eben diese Zeit die schönste aus unserm bewegten Leben. Mit gemischten Gefühlen denkt man oft zurück an jene sorglose Zeit. Wie sich die Zeit (oder die Welt) schon verändert hat! Wenn die Rundschau kommt, so schaue ich am ersten die Berichte durch, um zu sehen, ob einer oder der andere von meinen Bekannten etwas einschickt.

Besonders wichtig sollte uns die Zeit sein, in der wir leben. Die Schrift lehrt uns: „Kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit." Diese Zeit, in der fast die gesamte Welt in blutigem Streit sich befindet, und wir müssen zugeben, daß sich viele von den Prophe-

Fortsetzung auf Seite 14.

**Die Mennonitische Rundschau**

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
**Scottdale, Pa.**

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

**Erscheint jeden Mittwoch.**

**Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.**

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

**C. B. Wiens, Editor.**
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

26. Juli 1916.

# Editorielles.

— Von vielen Seiten wird daran erinnert, daß etwas für die Mennoniten Rußlands getan werden müßte, wenn es Tatsache werden sollte, daß ihnen ihr Land von der Obrigkeit abgenommen wird. Das ist auch unsere Meinung, und Vorschläge in dieser Beziehung, die von berufener Seite eingehen, würden wir gern aufnehmen.

---

— Ein treuer Freund liebt mehr und steht fester bei, denn ein Bruder, sagt Salomo, und mancher von uns hat die Wahrheit dieses Ausspruches persönlich erfahren; aber warum kann ein Bruder nicht ein treuer Freund sein? Auch manch ein Bruder hat sich in der Not als solcher bewährt, besonders die Söhne eines himmlischen Vaters müssen einander so treue Freundschaft halten, daß keine Not dieses Band lockern kann.

---

— In unsern Berichten begegnen wir oft Klagen über die Sündhaftigkeit und das Verderben der Welt, und das stimmt auch mit den Worten Christi, der gesagt hat, daß die Menschen die Finsternis mehr liebten, denn das Licht. Und Johannes sagt: Die ganze Welt liegt im Argen. Wie sollte es demnach anders sein, als daß Sünde und Verderben überhand nehmen. Das Böse würde sich noch vielmehr offenbaren, wenn nicht das Licht, welches in diese Welt gekommen ist, von dem die Welt nichts wissen will, seinen Einfluß geltend machte. Wenn man nun sieht, wie in christlichen Gemeinschaften, d. i. den sogenannten christlichen, die Sünde und weltliches Wesen herrscht und gebilligt wird, soll man es nicht für einen Verfall des Christentums halten. Denn solche Gemeinschaften sind weiter nichts, als eine äußerlich christlich aufpolierte Welt.

---

— Jesus sagt: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ist euch gebiete. — Er selbst aber hat nicht allein sein Leben für seine Freunde, sondern für seine Feinde gelassen und in der Stunde des Todes für sie gebeten, daß der Vater ihnen die Sünde an ihm begangen vergeben möge. Das ist mehr als gewöhnliche Freundschaft, und Menschen könnten das auch nie tun, außer wenn sie unter dem Einfluß des Geistes Christi stehen.

---

— Es hilft uns nichts, daß unsere Väter und Großväter gute, aufrichtige Christen waren: Wir selbst müssen Christi Jünger sein, um bei Gott als solche zu gelten und um tüchtig zu sein, Christi Werk auf Erden zu treiben. Viele der heute bestehenden Kirchen waren einmal Gemeinschaften wahrer Kinder Gottes, aber sie sind es nicht mehr und haben auch gar nicht den Willen, es zu werden. Sie sind klug geworden wie Adam und Eva zu werden wünschten und deshalb von dem Baume aßen, von welchem Gott ihnen gesagt hatte: Ihr sollt nicht davon essen. Aus solchen Gemeinschaften gingen jene Glieder aus, die nicht mit der ganzen Kirche verloren gehen wollten, und bildeten eine neue Gemeinde oder Kirche. Als diese die anfänglichen Verfolgungen und Hindernisse überstanden hatte, fiel sie nach dem Muster der ältern Gemeinde aus ihrem guten Verhältnis mit Gott und ihrem Erlöser und wurde „lau". Darum litt es die Aufrichtigen in ihrer Mitte nicht, denn Christus und Belial stimmen nun einmal nicht. So gab es nach und nach verschiedene christliche Gemeinschaften, die diesen Namen nicht verdienen, obgleich sie einmal denselben mit vollem Recht trugen. Außerdem haben sich, besonders hier in Amerika, Gemeinden gebildet, die von Anfang an alle Abzeichen ihrer Zugehörigkeit zur Welt trugen und deren Gründer entweder selbst verführt waren und so auch andere durch ihre Unwissenheit verführten, oder sie erkannten die Sachlage, aber um Ehre oder andern irdischen Gewinnes willen betrogen und verführten sie absichtlich ihre Mitmenschen, oft wohl wirklich um ihr Seelenheil besorgte arme Sünder. Wie lebendige Gemeinden erkalten und ersterben, wenn ihre Glieder es mit der Welt zu halten anfangen, so werden erkaltete Gemeinden wieder neubelebt, wenn ihre Glieder sich aufmachen, das weltliche Wesen abschütteln und ein neues, vom Geiste Gottes geschaffene Leben beginnen.

---

— Die ganze Welt ist wieder eine Woche vorwärts gerückt, und man kann doch nicht sagen, daß sie dabei Fortschritte gemacht hat. Wohl geben die Ereignisse ihren Gang weiter; was uns gestern neu und groß erschien, ist heute veraltet und kaum der Erwähnung wert, wogegen neue Vorgänge schauen wir immer noch nach Europa und unser Interesse in Anspruch nehmen. Doch warten, ob nicht bald der große Kampf der Völker zu Ende gebracht ist, und näher noch liegt uns, oder sollte wenigstens näher liegen, die Frage, wie wir mit Mexiko daran sind. Unsere Regierung gab den Wünschen der mexikanischen nach, um den drohenden Krieg zu vermeiden. Aber es scheint doch noch nicht ganz sicher zu sein, ob wir glück-[illegible] lich daran vorüber kommen werden. Es ist ja bekannt genug, daß es nicht möglich ist, in Frieden zu leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Zudem haben wir ja auch alle unsere Fehler, die der Nachbar als Anhaltspunkte zur Ausführung seiner feindlichen Pläne ausnützt. Das mag auch in der mexikanischen Angelegenheit zutreffen. Da wir aber schon einmal durch Gottes Gnade (dies lassen wir uns nicht nehmen, wenn wir auch der amerikanischen Friedenspolitik unsere Anerkennung nicht versagen.) der größten Gefahr einmal entwischt sind, so laßt uns auch weiter auf dieselbe bauen; wenn es Gott in seiner Weisheit nicht für notwendig erachtet, daß wir in dieser Weise gezüchtigt werden, wird er uns den Frieden erhalten und was daran gegenwärtig noch mangelt, ersetzen. Um uns das Leuchten seines Angesichtes zu erhalten, haben wir dazu zu sehen, daß wir seine Gnadenerweisungen erkennen und schätzen, und den Frieden, um den wir bitten, auch selbst zu halten bestrebt sind unter allen Umständen. Wir mögen denn Unrecht leiden müssen, aber der innere Friede bleibt erhalten.

---

— Es ist ein Unterschied, ob man auf seine Kinder stolz ist, oder ob man sie wahrhaft lieb hat. Auch hier kann es heißen: Stolzer Mut kommt vor dem Fall. Wie bitter ist die Erfahrung, daß die Kinder, welche man so hoch hielt, später nicht leisten können, was man ihnen in stolzer Verblendung zutraute. Von der Liebe sagt man wohl, sie sei blind, und besonders oft liest man

von der Mutterliebe, daß sie diesen Fehler habe. Doch das trifft nicht zu bei der wahren, echten Mutter- oder Elternliebe, die ihren Ursprung in der ewigen Liebe des himmlischen Vaters hat. Wer seine Kinder wahrhaft lieb hat, wird nicht so sehr darauf bedacht sein, dieselben vor allen andern glänzen zu lassen, sondern wird vielmehr darauf sehen, daß sie das erlangen, was ihnen wirklich nützlich und notwendig ist für dieses Leben. Aber noch viel mehr wird es seine Sorge sein, sie zu unterweisen in dem, was ihre Seelen selig machen kann. Es ist notwendig, daß unsere Kinder so sorgfältig vorbereitet in die Welt treten, wie es uns möglich ist, sie vorzubereiten; aber viel notwendiger ist es, daß wir ihnen das mitteilen, was sie auf den zwar schmalen, aber sichern Weg zum ewigen Leben führt. Es scheint unmöglich zu sein, daß Eltern, die Gottes Liebe erfahren und geschmeckt haben, nicht auch von dieser Liebe in gleicherweise zu ihren Kindern entzündet sein sollten, und doch ist es nur zu oft der Fall. Aber es kann dies nur dann so sein, wenn man nach den gemachten seligen Erfahrungen gleichgültig wird und die empfangene Gnade gering achtet. Wer aber wieder liebt den, der ihn zuerst geliebt hat, der wird auch den lieben, der von diesem geliebt ist: Jesus liebt die Kinder und hat sie uns anvertraut, sie zu ihm zu führen.

---

— Wurde unsere Regierung erst beargwöhnt, daß sie aus Gefälligkeit, den Alliirten zuliebe das von Deutschland hier angekommene Tauchboot für ein Kriegsfahrzeug ansehen und darnach behandeln würde, so will man jetzt wissen, daß dieselbe dem Boot nicht allein nicht Hindernisse in den Weg legen wird, sondern sogar erklärt hat, das Gerücht, die Vereinigten Staaten würden sich nicht darum „scheren", ob die „Deutschland", nachdem sie einmal die amerikanischen Gewässer verlassen, von den Engländern in die Luft gesprengt werde, sei nicht wahr. Amerika interessiere sich im Gegenteil für das Tauchboot und werde verlangen, daß demselben jede Rücksicht gewährt wird, die einem Handelsschiff gebührt. Noch weiter: Irgend ein Versuch, das Schiff auf ungesetzliche Weise zu zerstören, würde von dieser Regierung schwer geahndet werden. Obwohl ein Unterseeboot, sei die „Deutschland" doch zunächst ein Handelsschiff. Die Gesinnung unserer Regierung ist also nicht so ausgesprochen deutschfeindlich, daß sie alle von deutscher Seite kommenden Annäherungen von sich weist ohne zu bedenken, ob es im Interesse unsers Landes liegt oder nicht. Diese Entscheidung unserer Regierung kommt vielleicht auch den Alliirten zugute, da durch diesen Beweis einer freundlichen Gesinnung die deutsche Regierung ein willkommenes Mittel in die Hand bekommt, gegen die immer stärker werdende Partei in Deutschland anzukämpfen, welche für die Wiederaufnahme des Unterseebootkrieges im vollen Umfange ist und vorgibt, daß alle Anstrengungen Deutschlands, Amerika für sich günstig zu stimmen, ohne Erfolg waren, daß Amerika, blind gegen die eigenen Interessen, nur zu bereit ist, die Wünsche der Alliirten zu erfüllen, und die Nachgibigkeit in Bezug des Unterseebootkrieges Deutschlands Erfolge im Kriege nur schwäche ohne die amerikanische Stimmung günstig zu beeinflussen. Durch die Entscheidung unserer Regierung, die das Handelsboot ein Handelsboot sein läßt, kann möglicherweise die Wiederaufnahme des Unterseebootkrieges in seinem frühern oder nach verstärkterem Umfange verhindert werden, was für die Alliirten von keiner geringen Bedeutung ist. Denn obgleich sie es nicht eingestehen wollen, daß sie diese deutsche Waffe zu fürchten haben, sieht es doch jedermann klar, daß dies der Fall ist und daß sie guten Grund dazu haben.

---

## Aus Mennonitischen Kreisen.

---

P. A. Koslowsky schreibt: „Wir haben unsern Wohnplatz verlegt von Rush Lake, Sask., nach Oswego, Montana." Und bittet, seine Rundschau dorthin zu senden.

---

P. Gäde, welcher sich eine Zeitlang in Huron, Ohio, aufhielt, schreibt, daß er sich jetzt eine Zeitlang in Milwaukee, Wis., aufzuhalten gedenkt. Seine Adresse wird ferner sein Pet. Gäde, 630 — 22nd Str., Milwaukee, Wis.

---

K. P. Epp, Henderson, Nebraska, schreibt: „L. Br. Wiens! Gottes Gnade und Segen in diesen warmen Tagen mit Dir und uns allen! Es ist jetzt trocken und ziemlich warm. Das Schneiden in der Ernte geht zu Ende; das Dreschen hat begonnen. Die Ernte fällt ziemlich gut aus. Der Gesundheitszustand ist für diese warmen Tage ziemlich gut."

---

William Gehman, Vera Cruz, Pa., sandte den Betrag zur Erneuerung seines Abonnements auf die Rundschau und schrieb: „wiewohl ich im neunzigsten Jahre bin, lese ich doch die Rundschau noch immer gern. Ich erfahre so gern, wie es den Schreibern der Rundschau geht in den verschiedenen Staaten — in natürlicher und geistlicher Beziehung."

---

Von Meade, Kansas, wird uns mitgeteilt: „Das Weizen Headern ist wieder beendet; das Summen und Stöhnen der Dreschmaschinen hat wieder seinen Anfang genommen. Die Getreidehaufen, welche, wie Pilze aus der Erde, aufschossen, werden bald wieder so schnell verduften wie sie entstanden sind."

---

Katie Goossen, Marshall, Oklahoma, schreibt den 3. Juli: „Werter Editor! Ich will bekannt machen, daß meine Tochter gestorben ist. Sie starb den 15. Juni und wurde den 17. begraben. Sie ist geboren den 7. Mai 1893 in Süddakota in Turner County, wo wir damals gewohnt haben. Von da sind wir nach Korn Oklahoma gezogen. Da hat sie die deutsche Schule bei Helena Klassen besucht und der gute Same ist in ihr Herz gefallen. Von der Zeit an ist sie immer verlangend nach Gottes Wort gewesen. Sie hat auch jetzt sehr viel gebetet, und als sie zuletzt Jesum sahe, wurde sie ganz gelassen und hatte ein Verlangen zu sterben um bei Jesu zu sein. So dürfen wir jetzt vor Freude weinen, denn sie ist in ein besseres Land gezogen als wir jetzt sind. — Vor einem Jahr ist der Vater und Mann gestorben, und vor bald zwei Jahren eine Tochter von vier Jahren, und vor zwei Jahren im Mai ist die Schwiegermutter gestorben, und so geht eins nach dem andern von dieser Welt, bis auch wir nicht mehr werden hier sein. Wohl dem, der dann sagen kann: Jesus ist mein!"

---

Isaak H. Giesbrecht berichtet von Sunny Slope, Alberta: „Das Wetter war hier in Alberta vom Frühling an ziemlich naß, doch das Getreide steht bis soweit noch ziemlich schön in der Nachbarschaft, wenn es auch auf einigen Stellen der Nässe unterliegen wird. Das Heu sieht auch vielversprechend. — Frau J. J. Falk wurde vor einer Woche plötzlich krank, so daß der Doktor und etliche ihrer Kinder plötzlich zu Hülfe gerufen wurden. Sie gedenken sie einer Operation zu unterwerfen, wenn die alte Tante erst wieder etwas stärker geworden ist.— Es sind gegenwärtig Prediger zu Besuch, die die Tante auch schon besucht haben. Es sind Aeltester Abram Dörksen und Rev. Isaac Bergen von Manitoba und Rev. J. B. Giesbrecht von Herbert, Saskatchewan. Gruß an alle Leser der Rundschau und Editor, J. H. G."

### Adresse wird gewünscht.

David Casper, Isabella, Oklahoma, fragt bei Gelegenheit der Erneuerung seines Rundschau Abonnements nach der Adresse des früher in Petrowka, Rußland, wohnhaften R. Benjamin Reddekopp.

# Mission.

## Sechzehnter jährlicher Bericht der American Mennonite Mission, Dhamtari,

C. P., India. Vom ersten April 1915 bis zum 31. März 1916.

Fortsetzung.

### Das Indische Kind im Alter von fünf bis zehn Jahren.

A. C. Brunk.

Wenn das Kind das Alter von fünf Jahren erreicht hat, kann sein Name in die Schulliste eingetragen werden, und von dieser Zeit an ist es als Schüler gerechnet. Es beginnt mit dem Studium des indischen Alphabets. Dies geschieht fast ganz so, wie bei uns die Knaben ihr ABC lernen. Während dieser Zeit, wenn er ein gewöhnlicher Dorfjunge ist, ist seine Kleidung in der Tat sehr einfach und besteht nur aus einem Lendentuch. Es ist interessant, die Entwicklung seiner Selbstachtung zu beobachten, sobald er in der Schule vorankommt und mehr mit Leuten zusammenkommt, die mehr Kleider tragen. Nicht allein findet eine Aenderung bezüglich des Umfangs seines Kleidungsstückes statt, sondern auch inbezug auf die Reinlichkeit desselben. Erst lernt der fünfjährige Junge die Buchstaben und ihre Laute kennen, dann das Lesen einfacher Wörter und Schreiben derselben auf seine Schiefertafel. Er lernt einige kleine Sprüche auswendig, die er papageiartig abzusingen pflegt, und lernt zu zählen und die verschiedenen Farben zu unterscheiden und ihre einfachen Zusammenstellungen.

Am Ende des ersten und jedes folgenden Jahres wird er geprüft, aber nicht etwa durch seinen Lehrer, sondern von einem Unterrichtsbeamten der Regierung. Dieser entscheidet, ob der Knabe befördert werden darf oder nicht, nach der Fähigkeit desselben die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten.

Während des ersten Schuljahres kommt der Schüler ziemlich regelmäßig. Dasselbe gilt von dem Knaben auch für das folgende Jahr. Aber im dritten Jahr interessieren ihn oft andere Dinge als die Schule und infolgedessen bleibt er oft aus. Da es Brauch ist, daß der Lehrer in die Häuser der Schüler gehen muß, sie zur Schule zu rufen, so sehen wir oft, daß der Knabe allerlei Kniffe anwendet, die Eltern und den Lehrer zu hintergehen, d. i., wenn die Eltern es nicht ernst genug nehmen mit dem Schulunterricht des Knaben und ihn streng zum Schulgange anhalten. Oft sucht er sich dem Lehrer zu entziehen dadurch, daß er durch die Hintertür entschlüpft, während der Lehrer durch die Vordertür das Haus betritt. Oft klettern sie durch das Grasdach des Hauses oder sie stehen morgens um drei oder vier Uhr auf und verlassen das Haus. Diese Abneigung für die Schule ist keineswegs immer auf Faulheit zurückzuführen; denn in vielen Fällen ziehen sie harte Feldarbeit dem Schulbesuch vor. In einigen Fällen, wo intelligente Knaben mit Strenge zum Schulbesuch angehalten wurden, haben sie versucht, Selbstmord zu begehen, um nur nicht zur Schule gehen zu müssen.

Diese Abneigung gegen die Schulbildung ist eine Erbschaft, die von ihren frühesten ungebildeten Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht auf sie gekommen ist. Sie kennen nicht die Vorteile der Bildung. Ihre Ideale sind solcher Natur, daß sich in denselben kein Platz für Schulbildung findet. Der Hindu hält es für vollkommen ausreichend, wenn er so leben kann, wie seine Eltern gelebt haben, die auch nicht imstande waren, ihren Namen zu schreiben. Er wünscht ein Farmer zu werden, und so, wenn er versteht zu pflügen und zu säen, dann weiß er genug. Er denkt nie darüber nach, wie oft er betrogen wird, einfach weil er so unwissend ist. Dazu kommt noch, daß sie in diesem Alter gewöhnlich verheiratet werden. Es ist selbstverständlich nur die erste Zeremonie, aber dies nimmt viele Wochen in Anspruch, und er muß auch die Hochzeiten seiner Freunde besuchen, die ebenso lange andauern. Dadurch wird er einen großen Teil der Zeit abgehalten, die Schule zu besuchen, und durch die Zerstöstreuungen während dieser Zeit vergeudet er seine Kraft, daß er später, wenn er wieder zur Schule kommt, zu keiner ernsten Arbeit mehr fähig ist.

Wenden wir uns nun zu den Spielen der Knaben. Jedes Spiel hat seine bestimmte Zeit im Jahre und selten wird ein solches nach Ablauf dieser Zeit gespielt. Am Ende der Regenzeit spielen alle Knaben mit Papierdrachen, die sie fliegen lassen. Dies dauert ungefähr einen Monat, worauf ein anderes Spiel an die Reihe kommt. Viele Kinder in den Dörfern haben sehr wenig Zeit für Spiele, weil sie, sobald sie alt genug sind, ins Feld geschickt werden, zu arbeiten oder das Vieh zu hüten; aber wir dürfen nicht den Anteil vergessen, den die Kinder an den Zeremonien auf den religiösen Festen nehmen. Da ist das Stelzengehen. Dies wird in der Regenzeit getan. Am Ende dieser Zeit ist ein Feiertag, und an diesem werden alle Stelzen unter Beobachtung einer religiösen Zeremonie weggestellt. An einigen Feiertagen gehen die Kinder von Haus zu Haus, indem sie Lieder singen, und die Leute geben ihnen Reis, den sie kochen und eine Festmahlzeit halten. Ein anderes Fest wird gefeiert, an dem sie sich gegenseitig auf den Straßen mit Farben bewerfen. An all diesem haben die Kinder große Freude, und dies mag zum großen Teile dazu beitragen, daß es der Hindureligion gelingt, das unwissende Volk festzuhalten. Dies hält es davon zurück, das Christentum anzunehmen, welches ihnen scheinbar weniger Freude für dieses Leben bietet.

### Der strebsame junge Hindu.

M. C. Lehman.

Ehrgeiz scheint eine allgemeine menschliche Eigenschaft zu sein, und der junge Hindu hat seinen vollen Anteil daran. Zur Schule kommt er mit schnellem Schritt und einem Zug von Entschlossenheit auf dem Gesicht. Augenscheinlich stammt er aus dem Hause ungeschulter Eltern, die auf den Gedanken gekommen sind, daß es für sie wirtschaftliche Unabhängigkeit bedeuten möge, wenn sie einen gebildeten Sohn haben. Und der Knabe hat die Vorstellung gewonnen, daß es im Leben noch etwas Besseres gibt, als in einer Lehmhütte zu wohnen und unwissend zu bleiben. Ihm öffnet sich eine neue Welt, wenn er seine Aufgaben lernt.

Es gibt Länder, wo Millionen Leute die Religion der Hindus nie verstanden haben. Ihre Religion ist bei ihnen nicht von ihrer Geburt abhängig, sondern von ihrer freiwilligen Annahme oder Verwerfung derselben. Der Hindu aber stutzt bei der Vorstellung, daß er moralisch verpflichtet ist für seinen Glauben, und die Annahme, daß er für sein Fortkommen in wirtschaftlicher Beziehung selbst verantwortlich ist, scheint ihm etwas Neues zu sein. Er hat nie, selbst im Traume nicht, daran gedacht, daß er in der Welt etwas anderes sei, als einfach ein Teil der Schicksalsmaschinerie.

Seine Aufgaben erscheinen ihm aber sehr schwer; denn in den ersten Tagen seines Lebens wurde er regelmäßig mit Opium gefüttert, und nimmermehr kann seine geisti-

ge Fähigkeit werden, was sie unter andern Umständen geworden wäre. Er ist mit einem noch unmündigen Mädchen verheiratet, und da er bereits vierzehn Jahre alt geworden ist, besteht seine Mutter, deren Befehl in solchen Sachen Gesetz ist, darauf, daß er nun die Schule aufgibt und seine Frau zu sich nachhause nimmt, daß sie mithilft, für den Unterhalt der Familie zu verdienen. Vielleicht hat er die Missionsschule besucht und täglich biblischen Unterricht genossen, und die Lehren von Jesus sind nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Was soll er jetzt tun, soll er der Mutter folgen, deren Forderungen für ihn das Ende seines Strebens nach aufwärts bedeuten? Er steht vor der Wahl zwischen zwei Wegen.

Ungefähr 20 Prozent entscheiden sich gegen die Forderungen der Mutter und kommen durch, während die Uebrigen den Weg ihrer Väter erwählen. Wenn die in den Schulen arbeitenden Missionare ihre ganze Zeit ihrem Werk widmen könnten, die Zahl der erstern würde sehr vermehrt werden.

Der strebsame junge Hindu ist ein einflußreicher Jünger Jesu, und das ist es, was ihn zum Gegenstand der Arbeit und Gebete der Missionare und derer macht, die ihn senden. Indien kann nicht zum Christentum gebracht werden, ohne daß diese mit in die Rechnung genommen werden. Viele dieser Studenten sind Christen geworden. Was das ergebnis der Anstrengungen der „American Mennonite Mission" in dieser Beziehung sein wird, hängt zum großen Teil von der Unterstützung dieser Arbeit durch die in Amerika lebenden hilfsbereiten Christen ab.

---

### Der Hindu im spätern Leben.

Geo. L. Lapp.

Nachdem er die Anfänger-, Mittel- und Hochschule oder College durch ist, wählt er gewöhnlich einen Beruf, der ihm das beste Einkommen verspricht. In dem uns vorschwebenden Fall handelte es sich um einen Hindu, der die Missions Hindi Schule besuchte und hoffte, einen College Kursus zu nehmen. Aber er bestand die Prüfung zum Eintritt in diese Schule nicht. In der Missionsschule hatte er fast jeden Tag Bibelunterricht empfangen. Er ist kein Christ, aber er ist ein Bibelleser. Er hat genug Bibelkenntnis, um das heilige Buch wert zu schätzen. Er hat sich einige biblische Lehrern zu eigen gemacht, wie sein tägliches Leben beweist. Er hat höhere Ideale als seine Altersgenossen. Aber eins, natürlich, fehlt ihm, was bei jeder unbekehrten Person der Fall ist. Er hat nicht die moralische Kraft, den Einflüssen, die ihn umgeben, Widerstand zu leisten.

Die erste Heirat dieses jungen Mannes hatte Jahre vor dem Abschluß seines Schulbesuchs stattgefunden, und nun war die Zeit gekommen, seine Braut, ein junges Mädchen von etwa dreizehn Jahren, in sein Heim aufzunehmen als sein Weib. Er selbst zählte etwa 22 Jahre, und der Gedanke, ein so junges Mädchen zu heiraten, war ihm abstoßend; aber die eisernen Fesseln der Kaste waren stärker als seine Ueberzeugungen in der Sache. Er gab schließlich dem Wunsch seiner Familienglieder nach. Er besuchte regelmäßig unsere Versammlungen. Seine Leute sahen dies nicht gern. Es wurde Familienrat gehalten und der Beschluß gefaßt, der junge Mann solle ein obrigkeitliches Amt übernehmen, welches ihn täglich, einschließlich des Sonntags in Anspruch nehme, damit er diesen „Unsinn" vergesse. Ein nach ihrer Ansicht passendes Amt wurde für ihn gefunden, durch welches er christlichem Einfluß in großem Maße entrückt wurde.

Fünf Jahre sind seitdem verflossen. Der junge Mann ist rasch promotiert worden und ist heute ein angesehener Gerichtsschreiber. Er ist, nach dem Ansehen zu urteilen, ein orthodoxer Brahmane. Er wird für das religiöse Oberhaupt seiner Kaste angesehen.

Wenn man über das Christentum mit ihm spricht, hat er nur wenig zu sagen, obwohl er der Wahrheit, die man ihm vorträgt, beistimmt. Aber er weiß, die Annahme der christlichen Religion würde für ihn zur Folge haben, daß er von seinem Heim und Familie ausgeschlossen werden würde. Er ist noch abergläubischen Ansichten ergeben und fürchtet, daß die Flüche seiner Kaste und seiner Mutter, die über ihn ausgesprochen würden, wenn er ein Christ würde, sich erfüllen könnten. Wir beten, daß er das Kreuz des Herrn auf sich nehmen möge.

Dieser junge Mann repräsentiert die große Mehrheit derer, die in unsern Missionsschulen studiert haben. Sie mögen nicht alle solange die Schule besucht haben, wie dieser junge Mensch, aber sie haben evangelische Wahrheit gelernt und schätzen die Ideale, die das Evangelium ihnen vorstellt. Sie sind unsere Freunde und nehmen uns gern auf, wenn wir auf der Reise in ihre Dörfer kommen. Viele von diesen jungen Männern haben neben der Frau, mit der sie in ihrer Kindheit verlobt wurden, eine zweite Frau genommen. Wenn sie Christen werden, wird es in Bezug auf diese Sache schwere Fragen zu lösen geben.

Aber der Same des Evangeliums, der in den Missionsschulen in ihr Herz gesät worden ist, wird nie vergessen werden. Es ist eine traurige Tatsache, daß viele von diesen jungen Männern zurückfallen in die Wege ihrer heidnischen Voreltern; sie haben kein Interesse für religiöse Ueberzeugungen irgend welcher Art und huldigen gottesleugnerischen Anschauungen. Andere gehen durch das Leben mit der Ueberzeugung, daß sie nicht bereit sind zu sterben, und daß der Tod für sie ein Sprung ins Dunkle ist, und doch haben sie nicht den moralischen Mut, das Bessere zu suchen und anzunehmen. Wieder andere erstreben Reformen nach höhern Idealen, aber sie sind nicht bereit, Christum als ihren Heiland anzunehmen. Es sind ihrer sehr wenige, die gesagt haben: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Alle diese Menschen haben unser Interesse und unser Gebet nötig. Wir hoffen und beten, daß sie eingesammelt werden mögen.

---

### Aerztliche Missionstätigkeit — Der Patient.

Es mag sonderbar scheinen, aber es ist Tatsache, daß die Hindus, welche Schulen genossen haben, und die reichern Klassen am schwierigsten zu beeinflussen sind. Und doch ist es nicht zu verwundern; denn die indischen Schulen kennen keine Naturwissenschaft; Anatomie und Zoologie oder Physiology werden nicht studiert. Man findet sogar junge Leute, die Hochschulen oder Colleges absolviert haben und noch immer dieselben abergläubischen Vorstellung hegen über den Bau des menschlichen Körpers wie die unwissendsten Dorfbewohner. Beispielsweise giebt es nicht wenige Hindus, die der Meinung sind, der menschliche Schädel sei von Würmern angefüllt. Und die Vorstellungen, die sie über die Verbindung der verschiedenen innerlichen Organe haben, sind zu wunderbar, um hier beschrieben werden zu können.

Ich wurde einmal zu einem reichen Landbesitzer gerufen, der an Lungenentzündung und Ruhr litt. Er war der jüngere von zwei Brüdern. Beide hatten eine gute Schulbildung. Es war nachmittags, etwa drei Uhr als ich nach einer langen, schweren Reise an dem Bette des Patienten stand. Der Patient wurde untersucht und die Natur seiner Krankheit festgestellt. Sie stellten viele wunderlichen Fragen. Ich gab ihnen Erklärungen nach meinem besten Vermögen und sagte ihnen, was nötig war zu seiner Wiederherstellung. Das erste war frische Luft. Sie hatten den Mann in einem Zimmer von mittler Höhe und etwa zehn bei zwölf Fuß Größe untergebracht. Es hatte ein kleines Fenster, welches ganz

geschlossen war. Und vor die Tür sowohl als innerhalb derselben, waren Decken gehängt, so daß keine Luft eindringen konnte. Sie weigerten sich, meinen ersten Anordnungen zu folgen. Zweitens verordnete ich, er sollte nach Belieben Wasser trinken, denn er hatte brennenden Durst. Aber sie konnten sich nicht dazu entschließen. Niemand, der am Fieber leidet, sagten sie, darf unter irgend welchen Umständen kaltes Wasser trinken. Dann wollte ich Medizin geben, und sie wollten genau wissen, welche Wirkung dieselbe haben würde. Als ich es ihnen sagte, bestanden sie darauf, daß er die Medizin nicht nehmen dürfe. Sie beschlossen, den Anweisungen des eingebornen Arztes zu folgen, und ihm die von diesem verschriebene Medizin zu geben. Ich ging und ruhte für kurze Zeit. Um acht Uhr morgens kam ich wiederum den Patienten zu sehen. Sie waren der Ansicht, er sei besser. Er hatte etwas weniger Fieber, aber ich konnte leicht sehen, daß er unter dem Einfluß starker Betäubungsmittel stand. Und ich sagte ihnen ausdrücklich, daß er nicht besser sei, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gesund werden würde, es sei denn daß sie ihm eine andere Behandlung gaben. Aber sie widersprachen wiederum und beharrten auf ihrem Vornehmen. Da ich nicht willig war untätig an Ort und Stelle zu bleiben und wohl sahe, daß ich unter den Umständen für den Mann nichts tun könnte, ging ich nachhause. Etliche Tage später erfuhr ich, daß der Mann etwa 24 Stunden nachdem ich ihn verlassen hatte, gestorben war.

Solche Leute sind für religiöse Unterrichtung nicht empfänglich. Und weil sie der reichern Klasse angehören, sind sie nicht gewohnt, die Befehle auszuführen. Sie sind nicht ganz ohne Schulbildung und sind darum der Ansicht, daß sie Kenntnisse haben über Dinge, von denen sie absolut nichts verstehen. Oft ist ihr Aberglaube unbeschreiblich. Mein Lehrer sagte mir einmal, daß wenn einer dieser Klasse krank wird, sagen sie stets, seine Lebenszeit sei abgelaufen. Und sie sind dem Fatalismus in solchem Maße ergeben, daß sie nicht glauben, der Kranke könne wieder gesund werden.

Einmal hatte ich einen Patienten, der aus einem fernen Dorfe nach Dhamtari kam daß er sich täglich meinen Rat holen könne. Er litt an chronischer Ruhr. Unter der Behandlung wurde er besser, und als er einmal ein schweres Mahl verzehrte, ganz gegen meine Anordnungen, wurde sein Leiden wieder schlimmer. (Sie sind nämlich der Meinung, es sei absolut notwendig, daß ein kranker herzhaft esse, wenn er gesund zu werden wünscht, einerlei, was auch die Natur der Krankheit sein mag. Sobald er etwas besser wird, muß er feste Speise zu sich nehmen, und zwar in bedeutender Quantität.) Doch war dieser Mann noch nicht so schlimm daran, wie er gewesen, als ich ihn zum erstenmal sah, aber er ließ die Hoffnung sinken und wollte keine Medizin nehmen, weil er der Ansicht war, seine Zeit zu sterben sei gekommen. Sie nahmen ihn zurück in sein Dorf, wo er nach ein paar Tagen starb. Einige Zeit später hatte ich eine Unterredung mit seinem ältern Bruder; der sagte: „Es war sein Schicksal, und niemand kann das Schicksal wenden, wer er auch sein mag." Sie fürchten den bösen Blick und sind der Meinung, gewisse Personen hätten die Macht, das Leben anderer zu zerstören, indem sie einen bösen Blick auf sie werfen.

Diese Fälle illustrieren die vorherrschende Idee, daß Personen, die am Fieber leiden, unter keinen Umständen kaltes Wasser trinken oder frische Luft einatmen dürfen. Sehr oft bin ich in Häuser gekommen, wo Patienten in höchsten Fieberqualen lagen, mit brennendem Durst und nach Atem ringend. Auf meine Anordnungen wurden die Türen geöffnet und mit meinen eigenen Händen gab ich dem Patienten so viel Wasser als er zu trinken wünschte. Die Verwandten und Freunden sagten dann: „O weh, wie wird es gehen!"

Dann ist es auch der Fall, daß die Leute den Wunsch haben, in ihrem eigenen Hause zu sterben. Dies verursacht dem Arzt zuzeiten große Schwierigkeiten. Wir hatten einen Fall im Hospital (oder besser gesagt in dem Schuppen des ärztlichen Missionsgebäudes), der unter Behandlung war und langsam besser wurde. Eines Tages sagte er, er wolle heim gehen, um zu sterben und verlangte, daß er nachhause genommen werde. Wir vermochten nicht, ihn zum Bleiben überreden. Ich habe nicht gehört, ob er noch am Leben ist oder nicht. Aus Furcht, daß sie im Hospital sterben könnten, weigern sich viele, und besonders die Wohlhabendern nach dem Hospital zu kommen. Sie ziehen vor, in ihren Wohnhäusern zu sterben, lieber, als sich der Behandlung im Hospital zu unterziehen, die doch ihre Genesung zur Folge haben könnte.

Es gibt viel Leute, die nicht verstehen können, daß alle Krankheiten gewisser Organe nicht derselben Art sind. Ein blinder Mann kam zu mir und verlangte, daß ich ihn sehend mache, aber seine Augen waren in solchem Zustande, daß man sofort sahe, es sei aus mit Menschhilfe. Aber dieser Mann und seine Verwandten konnten nicht einsehen, warum ihm nicht das Augenlicht wiedergegeben werden könne; denn ein Mann aus demselben Dorfe, der an grauem Starr litt, war durch ärztliche Behandlung sehend geworden. Wir versuchten ernstlich und lange, ihnen den Unterschied zwischen den zwei Krankheiten klar machen, aber sie schienen der Meinung zu sein, der Doktor Sahib lasse sich die Fälle derer die geheilt worden waren mehr angelegen sein als den ihren.

Vor einigen Tagen besuchte ich eine Patientin, die seit drei Jahren an einem schweren rheumatischen Leiden darnieder liegt. Ich gab ihr bei jenen Besuchen Medizin und heute sagte sie mir, sie sei noch nicht gesund. Ich sagte ihr, die Behandlung müsse sich auf längere Zeit erstrecken, denn eine solche Krankheit könne nicht in ein paar Tagen geheilt werden. Sie wollte von einer weitern Behandlung nichts wissen.

Ich gebe zu, daß von dem oben Gesagten manches entmutigend lauten mag, und daß es für den ärztlichen Missionar nicht wenig Entmutigungen gibt. Dagegen gibt es in Dhamtari und auch Umgegend viele Familien, in denen die Anordnungen des Arztes ausgeführt werden. Viele Leute sind zu der Erkenntnis gekommen, daß die Kunst des Missionars ihre eigene übertrifft.

Mehrere Bekehrungen sind als das direkte Resultat der Bemühungen der ärztlichen Missionare zu bezeichnen. Wir glauben auch, daß viele zu Christo geführt werden durch dieses Werk obwohl auf indirekter Weise. Oft habe ich bei Versammlungen im Bazaar die Gesichter von früheren Patienten, die unter unserer Behandlung waren, gesehen. Sie hatten durch die ärztliche Behandlung ein Interesse für die christliche Mission gewonnen.

Die Ewigkeit allein wird klar machen, welche Wirkungen die Anstrengungen des ärztlichen Missionares auf die Seelen der Patienten gehabt haben, und wir glauben, daß dann niemand behaupten wird, dieses Werk sei vergeblich gewesen.

---

Fortsetzung von Seite 9.

zeiungen erfüllen, und die Warnung, „Wie sollt ihr denn geschickt sein mit heiligem Wandel und gottseligem Leben" u.s.w., recht zeitgemäß ist, sieht man doch wie viele so verstrickt sind mit den zeitlichen Gütern, die so hemmend auf unser Seelenleben wirken und den Geist Gottes in unserm Seelenleben dämpfen.

Die Reichssache leidet unter dem Zeitgeist, und es erfordert einen großen Ernst, zu erkennen, was zu dieser unserer Zeit zu unserm Frieden dient. Es sollte uns Herzens-

sache sein, wie wir das bestmögliche tun, unsererseits den Frieden zu fördern; denn Unfriede verzehrt, und Friede ernährt. Unser Land bedarf ernster Friedensvertreter, und es ist Zeit und zeitgemäß, daß wir vereint Gott bitten, uns im Frieden mit ihm, und auch unser Land zu bewahren vor den Schrecken des Krieges.

Verwandte und alle Freunde grüßend, mit der Hoffnung von vielen zu hören, schließe ich und verbleibe wohlwünschend euer,

T. W. Töws.

## Canada.

### Manitoba.

Altona, Manitoba, den 13. Juli 1916. Zuvor wünsche ich dem Editor, den Mitarbeitern und den Lesern der Rundschau den Segen, der in den letzten Tagen so reichlich auf uns hier herabgefleht und ausgegossen worden ist. Eine Zeit ganz besondern Segens liegt hinter uns. Wie die meisten der Leser sich erinnern werden, hatte unsere Gemeinde hier zum Missions- und Konferenzfeste eingeladen, welches, beginnend mit dem 9. Juli, stattfinden sollte. Dieser Einladung waren auch viele von nah und fern gefolgt. Das Zelt, welches unsere Gemeinde zu kaufen sich genötigt sah, um die eingeladene Gäste unterbringen zu können, welches 50 bei 80 Fuß mißt, konnte am Missionsfeste die Gäste beiweitem nicht fassen, und auch an den zwei darauf folgenden Konferenzen erwies es sich nicht als zu groß, wenn es auch nicht gerade immer bis auf den letzten Platz gefüllt war, so waren die Versammlungen doch immer so groß, daß wir sie unmöglich in den sonstigen Räumen, die uns zu gottesdienstlichen Zwecken zur Verfügung stehen, hätten unterbringen können, und wir dankten, und dankten Gott für die gnädige Gebetserhörung in dieser Zeit. Es gab uns das allerbeste Wetter, so daß wir, auch von dieser Seite ungehindert und ungestört, des Herrn Sache verrichten durften; denn es ist ja, wie es auch schon so vielen zum Bewußtsein gekommen, nicht unsere, sondern des Herrn Sache, an der wir stehen. Und weil es deine Sache ist, kann sie nicht untergehen, sagt ein Dichter sehr zutreffend. Und sie geht nicht unter. Die allseitige Beteiligung an dieser wichtigen und so segensreichen Bestrebung war so langsam und so spärlich bis vor kurzem; aber es scheint, der Herr öffnet die Herzen und Türen, daß auch dieser Zweig der Reiches-Gottes-Arbeit Eingang und Aufnahme findet. Ihm gebührt die Ehre.

Mit dem Missionsfest in Verbindung fand auch eine Leichenfeier statt. Die Glaubensschwester Martin Kehler, hier von Altona, welche schon Jahre gelitten, deren Leiden aber in letzter Zeit noch besonders zunahm, entschlief am 6. d. Mts. mit der festesten Zuversicht, in die Gefilde der Seligen eingehen zu dürfen. Sie wurde am Schluße dieses so wichtigen Festes noch in unsere Mitte gebracht, und wenn sie auch kalt und starr im Sarge vor uns lag, so war es doch, als wollte sie das Siegel dem aufdrücken, was im Laufe des Tages uns so warm und herzlich an's Herz gelegt worden war. Sie predigte uns mit geschlossenem Mund und Augen, daß es kein Scherz sei mit dem menschlichen Leben, und daß wir wirken sollen, solange es noch heute heißt und es noch Tag ist, denn es kommt die Zeit, daß auch wir den Weg alles Fleisches gehen werden. Aelt. Höppner und die Brüder B. Ewert und David Töws sprachen noch Worte des Trostes. Darnach wurde die Leiche dem Schoße der Erde übergeben.

Von den sonstigen Einzelheiten des Tages will ich zurückstehen, darüber zu berichten, denn es ist für mich unmöglich, das auch nur annähernd zu beschreiben, wie reichlich der Herr uns den Tisch deckte. Auch abends wurde wieder versammelt, und Br. N. W. Banman erzählte etwas aus seiner Lehrzeit, die er verbracht zur Vorbereitung für den Dienst des Herrn. Darnach hielt Br. Peter Görtz uns noch eine zu Herzen gehende Ansprache, und die Versammlung ging nach einem nochmaligen Gebet und Segenswunsch, sich ihre Herbergen aufsuchend, auseinander.

Die darauf folgenden Konferenztage wurden zur Beratung und Besprechung wichtiger Fragen und Referate, die dem Aufbau des Reiches Gottes förderlich sein sollten, angewandt, und der Herr bekannte sich auch zu dieser Arbeit, indem er den Geist des Friedens und der Eintracht verlieh, zu beraten und zu beschließen. Und auch an diesen Tagen wurden die Abende mit Predigten von je zwei Brüdern an jedem Abende ausgefüllt. Viele Gebete sind zum Trone Gottes emporgesandt, und so wie der Herr uns auf unsern Wunsch und Gebet gesegnet hat, so wird er auch sonst unser Beten erhören soweit es uns heilsam sein wird.

Mehrere Kranke sind auf der Liste. Da ist der alte Onkel Jakob Braun noch immer auf dem Siechbette und die Tante Abr. Hiebert. Für beide ist wenig Hoffnung auf Genesung. Und auch der junge Br. David Bargen, welcher vor zwei Jahren als junger, kräftiger Mann einen Teil unserer Bildungsanstalt als Lehrer bediente, ist weit davon entfernt, gesund zu sein, jedoch, wie er mir sagte, in sein Schicksal ergeben. Weiter liegt in der Nähe ein Jüngling namens David Schultz an einem schlimmen Bein, welches er sich vor zwei Wochen mit einem Beil etwas verletzte und welches recht verhängnisvoll wurde. An sein Aufkommen ist noch nicht sobald zu denken. Möchte der Herr alle trösten und ihnen nahe sein!

Die Witterung ist wie sie in dieser Zeit sein soll, und alles entwickelt sich zusehends. Der Weizen steht in vollen Aehren und die Heuernte hat begonnen.

Nochmals allen denen, die es bedürfen, Gottes Beistand wünschend, schließt

Maria Epp.

### „Ein Brief Roger Casements."

Uebersetzt aus dem „New York Freeman" von Past. S. Ebinger in Birmingham, Ala.

Ich war verreist und bin sehr beschäftigt gewesen, aber nicht etwa mit Politik, wie Sie glauben. Ihre Ansicht, ich müsse ein Politiker sein, weil ich ein „Nationalist" bin, amüsiert mich. Nein, nein, die Politik ist mir verhaßt und auch die Politiker. Ich möchte, selbst für 10,000 Pfd das Jahr, keinen Sitz haben weder im Parlament, Senat oder Kongreß. In der beigelegten Darlegung meiner Anschauungen, das Nationalbewußtsein betreffend, habe ich, wie Sie sehen, die Politik geradezu angegriffen. Vor zehn Tagen ist diese Darlegung nach Irland abgegangen, und ich hoffe zu Gott, daß dieselbe jetzt in ganz Irland bekannt ist.

Gewiß, der Platz, an welchem ich schließlich mein Leben zu Ende gehen sehen werde, ist das Gefängnis, und zwar ein englisches Gefängnis, in welchem ich das „irische Verbrechen" zu büßen haben werde.

Natürlich! Hätte ich meine Arbeit begonnen mit Mord und Haß im Herzen gegen die Deutschen, welche unserm Lande doch nie etwas zu leide getan haben, nun da wäre ich jetzt ein erstklassiger Patriot; weil ich aber meinen armen, tapferen, leichtgläubigen Landsleuten sagte: „Bleibt daheim, und wenn ihr durchaus kämpfen müßt, so kämpft doch für Irland" — sehen Sie, deshalb bin ich ein Verräter.

Britische Volksherrschaft!? Die reine Ironie. Gott erlöse uns von einer Volksherrschaft, die für sich selbst den Frieden will und sich vom Frieden nährt und dabei außerhalb des eigenen Landes überall zum Kriege hetzt, wo ihre Gier, ihr Neid und ih-

re Habsucht einen Vorteil für sich sieht. Kämpft England anders, als daß es überall das Leben anderer für sich hinmordet, als das es den Krieg in anderer Völker Land trägt, als daß es die Städte anderer Nationen verwüstet und zerstört? An dem Tage, an welchem England am eigenen Leibe die Schrecken einer Invasion und die Greuel eines Krieges fühlt — werden die anderen Völker Frieden haben, aber vorher nicht. Es wird darum die Aufgabe der zivilisierten Welt sein, es muß ihre Aufgabe sein, den Engländern zu beweisen, daß ihr Land erobert und besetzt werden kann, und daß es möglich ist, die Verantwortlichkeit für die Intriguen, die dieselben anderswo beständig betreiben — auf ihre Schultern als auf die Schultern der Hauptschuldigen zu legen. Wenn London einmal das leiden muß, was Brüssel, Löwen und Lüttich jetzt durch Londons Schuld leiden — dann gibt's in Europa keinen Krieg mehr. Aber, weil London und alle die Orte, an denen England das, was Gier und Habsucht zusammengeraubt, aufgespeichert haben, für unerreichbar halten — so hat England diesen schrecklichen Krieg begonnen.

Ich habe seit Jahren gehört, wie man diesen Krieg geplant und vorbereitet hat; ich habe immer und immer wieder diese Absicht in dem F. O. durchschimmern sehen und habe immer und immer wieder warnend gesagt, daß der Krieg mit Deutschland das Ziel sei, worauf man steuere. England wollte diesen Krieg. Wohl wußte man, daß derselbe ein Verbrechen sei, aber — „Carthago m u ß zerstört werden."

Deutschlands Verbrechen war seine größere Tüchtigkeit im internationalen Handel und Verkehr, und der Tag, an dem Deutschland sich sagte, daß es eine Zukunft auf dem Meere habe, war der Tag, an dem es sein Verhängnis über sich selbst heraufbeschwor.

England kämpft lediglich für eine Sache, nämlich für das Vorrecht, das Handelszentrum der Welt zu sein. Um das sein und bleiben zu können, will es zwei Dinge tun: 1. Deutschland als Konkurrenten vernichten, 2. Die Vereinigten Staaten in eine Allianz mit sich hineinzerren.

Das erstere wird England definitiv nicht gelingen, selbst wenn es heute siegen sollte, Deutschland ist dafür zu groß und hat viel zu gutes Blut. Gesetzt auch, England besiegte es mit der Hilfe Rußlands, Frankreichs, Japans und der „silbernen Kugeln," es wird sich doch wieder emporringen. Es ist aber möglich, daß England seine zweite Absicht verwirklichen kann. Ich sehe bereits an allen Enden und Ecken die Zeichen des Sicherhebens. Der Geist des britischen Imperialismus wird beständig einokuliert; bereits ist die (amerikanische) Presse vollständig von diesem Gift durchtränkt und ebenso die Mehrheit der Politiker und der sog. public men. (Ihr habt in Amerika überhaupt vielleicht nur zwei Männer, die man Staatsmänner heißen könnte.)

Die Idee eines Weltreiches (einer „Weltdemokratie", durch welches man reich werden kann vermittelst einer systematischen Beraubung anderer (das heißt man denn „Handel" und „Hochfinanz"), und zwar ohne gezwungen zu sein, um dessetwillen Krieg zu führen, diese Idee, sage ich, ist der Klasse Menschen, die in Amerika das Regieren tun, sehr sympathisch. Deutsche Art und Weise stößt sie ab. Sie würden ebensowenig kämpfen wie die Engländer. Sie wollen (gerade wie in England) im Frieden essen und trinken, und sie wollen die guten Sachen haben, die das Leben bietet, aber nicht durch kräftiges Ringen, sondern durch Ausbeuten. Die englische Art und Weise, das zu bekommen, was man haben will, ist Euch sympathisch; sie ist diskret, respektabel und heuchlerisch. Was mich betrifft, so ziehe ich die deutsche Weise vor, die „Brutalität" der Männer, die keine Angst haben, für ihr Vaterland zu sterben und ihr Blut in Strömen zu vergießen, weil sie an ihr Vaterland glauben

Alles, was ich in meinem ganzen Leben getan habe, war selbstlos und ritterlich, d. h. in meinem öffentlichen Leben, und ich habe stets gesucht, beides zu tun, wo ich auch gedient habe, und ich habe dabei allezeit mein Irland vor meinen Augen gehabt. Ich habe allezeit für Irland mich bemüht, auch damals war es Irland und die Ideale meines Volkes, die mein Herz erfüllten, als ich den Leopold am Congo und den Julio Arana am Puttumayo suchte. Und wenn's Gottes Wille ist, so tue ich noch etwas Besonderes für Irland, ehe ich sterbe.

Und deshalb l. Freund, Freund jener Tage, die jetzt so lange dahin gegangen sind, kann ich jetzt nicht im Hudson baden oder mit Ihnen durch die Wälder streifen und Ihren ausgezeichneten Kaffee trinken — ich gehe bald, will's Gott, nach Irland und will dort den „Freiwilligen" den Rücken decken und ihnen helfen, ein rein Gewissen zu bewahren, auf daß sie sich nicht hineinstürzen in diese Orgie von Habgier und Räuberei, die sich „heiligen Krieg" heißt.

Wenn ich und die, welche hinter mir stehen in Irland es irgendwo fertig bringen können, so soll der John Bull selbst die deutsche Flotte zerstören und den deutschen Handel vom Meere treiben. Laß mal den Lord Curzon an die Front gehen und des Kaisers Söhnen in die Augen schauen, das ist etwas anderes als den Krieg mit dem Maul umbringen. Laßt mal den Lord Crewe selbst Soldat werden, wie es jeder deutsche Prinz und Fürst getan hat, das wäre gescheiter als wenn er sagt: „Ich wage die Meinung auszusprechen, daß, da nun

die „Home Rule-Bill" Gesetz ist, jeder Irländer zur Fahne eilen wird." Laßt den Lloyd George ausrücken als Freiwilligen, um die Felder Belgiens und die Weinberge Frankreichs zu beschützen, das wäre besser als daheim zu sitzen und „silberne Kugeln" zu fabrizieren und gemeine Lügen.

Nein, diese „einzigen Ritter" (preux chevaliers), die schreien nach feinem Essen und nach köstlichen Weinen und sitzen in Londons feinsten Restaurants, sie müssen doch die Niederlagen der Deutschen feiern, welche ihnen von den — Franzosen beigebracht worden sind. Sie sollten hinausgehen und die Last des Krieges tragen, den sie seit Jahren geplant und vorbereitet haben.

Ich war mit Lord Curzon bekannt — einst und habe auch Lloyd George kennen gelernt und alle die andern auch. Ich würde auch jetzt jedes Zimmer verlassen, in dem dieselben sich aufhielten. Ich würde die Gesellschaft der Kellner heute vorziehen.

Es sei denn, daß Amerika sich entschließt, wenn es sein muß, für seine Neutralität zu kämpfen, wird England seine Neutralität zerstören und es zwingen, gemeinsame Sache mit ihm zu machen gegen „den Feind der Zivilisation."

Ich sehe ja hier, wie dies Spiel gespielt wird von Männern vom Schlage Kiplings, Conan Doyles, H. G. Wells, Winston Churchills resp. von der ganzen Gesellschaft der Westminster Schauspieler. Sie fangen heute eben an; sie „brechen den Boden," aber Schützengräben werden gelegt, und sie werden gelegt, um einen Angriff zu machen auf die amerikanische Neutralität. Und der Angriff wird geschehen mit einem das Weltall erfüllenden Geschrei — sobald England seine erste Niederlage zur See erleidet. Laßt die deutsche Flotte zufällig einen entscheidenden Sieg gewinnen, dann werden wir das Geheul hören nach Hilfe, das die „amerikanische Presse" loslassen wird im Interesse der „gemeinsamen Ideale," des angelsächsischen Erbes der Kultur und der Freiheit des Menschen.

Alles, alles wird diese Presse als am Zugrundegehen hinstellen, und sie wird zielbewußt die größte Anstrengung machen, das (amerikanische) Volk ins Lager der Alliierten zu treiben. Ich bin in der Hinsicht meiner Sache so gewiß, als ich vor drei Jahren war bezüglich des Krieges mit Deutschland. Der Plan ist fertig und es ist alles vorbereitet.

Zwei Elemente Eures Volkes, vielleicht drei, werden dies zu verhindern suchen oder es verhindern.

Es wird aber immerhin viel schwerer sein „den britischen Plan auszuführen, als die britische Regierung glaubt und hofft." Wenn es ihr aber gelingt, so ist das das Ende der Republik, und dieselbe wird weiter nichts mehr sein als ein Vasallenstaat des Landes „das die Meere beherrscht."

Ehe Freiheit auf dem Ozean herrscht; ehe jedes Volk zur See dasselbe Recht hat, ehe jedes Volk dieselbe Gelegenheit hat; ehe man den Navalismus als die größte feindliche Macht erkennt, gibt es für die Menschheit keinen Frieden; keine Sicherheit inbezug auf den Wiederausbruch des Krieges. Aber Krieg muß und wird so lange immer wiederkommen, bis die „Seeherrschaft" ein Ende hat und der Ozean neutrales Gebiet ist. — Friedensbote.

---



---

## Die Zukunft.

Es werden jetzt schon Stimmen laut, daß der Weltkrieg zur Verrohung und Verwilderung der Menschen führt. Zu befürchten ist es. Der Fortschritt gedeiht nur auf friedlichem Gebiete, ob es sich nun um Kunst, Wissenschaft, Wirthschaft oder Sitten handelt.

Seit zwei Jahren tobt nun der Krieg, von dem man annahm, daß er bald zu ende sein werde. Man hatte die Kanonen und die Mordwaffen kleineren Kalibers überschätzt und der Völkerhaß stieg mit jedem Tage. Jene Länder, in denen der Kampf zum Austrag kommt, haben eine allgemeine Störung im Wirthschaftswesen zu beklagen. Die Felder bleiben zum Teil unbebaut, der Boden, welcher seit Jahrhunderten die Menschen ernährte, ist förmlich aufgerissen, Wälder und Straßen, Dörfer und Höfe sind ruiniert, da frage sich, wer will, wer wohl hier wieder Ordnung schaffen will. Den Bauern, welche in den Schanzen liegen mußten werden kaum den Muth haben, das Werk der Reconstruction allein zu übernehmen, vielen mag das Kriegerleben lieb geworden sein und man wird sie schwerlich veranlassen können, sich der Scholle wieder zuzuwenden. Nach dem Kriege kommt die Verzweiflung ob des Ruins und der Armuth, der Schuldenlast und der schweren Besteuerung.

Deutschland und England blieben soweit von der furchtbaren Heimsuchung eines Krieges verschont — Deutschland, weil es sich zu vertheidigen wußte und weil es ihm gelang, den Krieg in Nachbarländer zu verlegen, d. h. die Feinde aus dem Lande zu halten, England, weil es so situiert ist, daß der Feind nicht eindringen kann. Und von beiden Ländern ist Deutschland das glücklichere infolge der geordneten Verhältnisse, welche vor dem Beginn des Krieges herrschten. An beiden Ländern geht aber der Krieg nicht ohne schwere Beeinflussung und Benachtheiligung vorüber. An der schweren Last, die der Krieg im Gefolge haben muß, können sie nicht vorbei.

Der Krieg ist die Hölle auf Erden, nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch weit hinter der Schlachtlinie; er trifft nicht nur diejenigen, welche im Felde stehen, sondern auch jene, welche zurückblieben; er lastet nicht nur wie ein Fluch auf der jetzigen Generation, sondern er wird als solcher auch auf kommenden Geschlechtern lasten.

Wer möchte wohl die Verantwortlichkeit des Krieges übernehmen? Denke einmal darüber nach, lieber Farmer, und frage dich, ob du die Scholle gegen einen Thron vertauschen möchtest! —Landmann.



---

## Gute Ernteaussichten.

Berichte aus allen Theilen Oesterreich-Ungarn's, besonders vom unteren Lauf der Donau, wie auch aus Bulgarien und Rumänien, versprechen eine Riesenernte. Im Gegensatz zum letzten Jahre war das Wetter geradezu ideal, mit der richtigen Vertheilung von Regen und Sonnenschein und fast gar keinem späten Frost. Auch aus Deutschland lauten die Berichte günstig, wenn auch die Ernte im eigenen Lande keine hervorragende zu werden verspricht, so sind doch die Aussichten in besetzten Gebieten, die Deutschland im vergangenen Jahre noch nicht besetzt hatte oder zu spät besetzte, um sie zu cultiviren, sehr erfreulich.

Sachverständige sind der Ansicht, daß die Centralmächte unter den kriegführenden Mächten die einzigen sein werden, die einen Vortheil aus der diesjährigen Ernte ziehen werden und zwar infolge verlornen Territoriums auf der einen Seite und aus

Mangel an Arbeitskräften auf der anderen. Die Ernte in gewissen Theilen Rußland's heißt es, dürfte um 80 Prozent hinter der normalen Ausbeute zurückbleiben, und in Frankreich und England, die nie genug für ihren eigenen Bedarf erzeugten, wird sich ein großer Ausfall beim Import der zunehmenden Knappheit an Tonnage und der damit Hand in Hand gehenden Erhöhung der Frachtraten and Versicherungen fühlbar machen.

---





---

## Amerikas Kriege.

Wenn es zum Kriege mit Mexiko kommen sollte, würde es, wie wir einem Wechselblatt entnehmen, nur einer der vielen Kriege sein, die die Ver. Staaten seit ihrem Bestehen geführt haben. Der Revolutionskrieg dauerte vom 19. April 1775 bis 11. April 1783. Im Laufe desselben wurden 309,781 Mann aufgeboten. An dem Kriege mit den Indianern des Nordwestens, der vom September 1790 bis August 1795 dauerte, waren nur 8983 Mann beteiligt; weniger noch im Kriege mit Frankreich 1798—1800 und Tripoli 1801—1805, weil dies Seekriege waren. Blutiger war schon der ein Jahr dauernde Creek-Indianerkrieg, in dem 14,000 Mann aufgeboten wurden. In dem Kriege mit England vom 18. Juni 1812 bis 17. Februar 1815 sind 576,622 Mann im Felde gewesen, davon 85,000 Reguläre. Die übrige Mannschaft war Miliz und Freiwillige. Nach diesem Kriege kamen wieder die Indianer an die Reihe, die wahrscheinlich von englischen Agenten aufgehetzt worden waren. Die Kriege mit den Seminole-Indianern, den Blackhawks, Cherokees, Creek-Indianern, und Arrostocks folgten sich auf dem Fuße von 1817 bis 1843. Dann kam der Waffengang mit Mexiko, 1846—1848. Die Kämpfe mit den Apachen, Navajos, der Utahkrieg und der mit den Seminole-Indianern füllten die Jahre 1849—1858 aus. I mKriege mit Mexiko wurden 112,230 Mann aufgeboten. Von den Indianerkämpfen war der bedeutendste der mit den Florida-Indianern, der erst nach einem Aufgebot von über 19,000 Mann unterdrückt werden konnte und dabei noch sieben Jahre dauerte. Dann kam der schlimmste Krieg, den das Land gesehen hatte: Der Bürgerkrieg. In die Jahre 1865—1898 fallen zahlreiche Indionerkriege, von denen die mit den Modocs und Sioux die blutigsten waren. Im Kriege mit Spanien, dem letzten großen Kriege, den wir geführt haben, wurden 300,000 Mann aufgeboten. Was für einen zweiten Krieg mit Mexiko, falls es dazu kommen sollte, wahr scheinlich nicht genügen würde. —W-blatt.

---

## Falsche Maße und Gewichte.

Einhunderttausend falsche Wagen und Gewichte, die im vergangenen Jahre in New York amtlich konfisziert worden sind, wurden am Freitag in Brooklyn eingeschmolzen, um später verkauft zu werden. Früher wurden diese konfiszierten Artikel im Hafen unter recht beträchtlichen Kosten für die Stadt versenkt. Am Samstag wurden über 200,000 hölzerne Maße verbrannt. — Ist das in Amerika möglich?

---

Ein Politiker hielt auf einer Farmversammlung eine Rede, worin der Satz vorkam: Behaltet die Knaben auf der Farm. Die Farmerknaben haben sich jedenfalls gewundert, warum der Vater des Redners seinen Sohn nicht auf der Farm behalten hat. — Wahrscheinlich hat der Politiker bereits einzusehen gelernt, daß die Wahl seines Berufs eine verfehlte war.

# Erzählung.

## Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

„Jetzt müssen wir auch Tretown bei Mombassa sehen," schlug Pedro vor, dem es eine eigene Freude war, den Fremden zu führen. „Diese Stadt ist von der Sklavenmission erbaut, und ihre Bewohner bestehen nur aus freigekauften Sklaven. Sie, als Missionar, wird das besonders interessieren."

Ja, ob es ihn interessierte!

Zunächst war er ganz stumm, als er durch die schimmernden, farbenprächtigen Gärten schritt. Diese Schattierungen vom hellsten Gelbgrün bis zum tiefen, satten Grün, diese Riesenbäume mit Blüten übersät, die hier lila, dort rosa schimmerten und dazwischen die saftigen Kakteen mit ihren flammenden Blumenkelchen! Laurin war überwältigt, bis das Staunen seiner wonnebetrunkenen Seele sich auf die Lippen drängte in dem Ruf: „Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel und die Erde ist voll deiner Güte!"

Dann fiel sein Blick auf die netten europäischen Häuser mit Wellblechbedachung und den anständig gekleideten Schwarzen, die hier fröhlich ihrer Arbeit nachgingen. Ein hehres Leuchten flog über sein Gesicht.

„Sehen Sie!" rief er triumphierend, „daß das Christentum eine Macht ist? Vergleichen Sie dieses Städtchen mit den schmutzigen, elenden Kraals der Wilden."

„Nun ja, Kultur. . ." fing Pedro an.

„Die Kultur," unterbrach Laurin eifrig, „kann die Schwarzen von außen belecken, aber das Christentum geht von innen nach außen und bringt allein die Umwandlung hervor, die wie ein Wunder wirkt. Ich freue mich auf die Arbeit, ich bin stolz, daß ich sie übernehmen darf."

„Ob Sie nach einem Jahre noch so sprechen?" frug Pedro zweifelnd.

„Dann erst recht! Ich lade Sie ein, wenn Sie jagdmüde aus dem Süden zurückkehren, mich am Kilimandscharo zu besuchen. Dann will ich auch dort Ihnen zeigen, daß das Christentum eine Macht ist."

„Sind Sie Ihres Erfolges so gewiß?"

„Meines Erfolges? Ach, wer bin ich, daß ich so sprechen dürfte? Aber es kommt an auf das Wort Gottes, das wir bringen. Das hat die Kraft und die Verheißung, nicht leer zurück zu kommen." —

Es war dem Spanier leid, als er sich von Laurin trennen mußte, denn er war ihm lieb geworden. Er riet ihm noch an, während der Tage der Steppenreise bis ans Gebirge Chinin zu nehmen, um vom Fieber verschont zu bleiben. Dann schiffte er sich selber ein und gelangte nach einer raschen, glücklichen Fahrt bis an die Mündung des Sambesi.

Von da ging es in einem Hausboot stromaufwärts und Pedro hatte schon oft Gelegenheit, seinem Jagdtrieb zu folgen. Der Fluß wimmelte förmlich von Krokodilen, Flußpferden und anderem Getier. Auch gab es viel Geflügelwild und Pedro hatte unter den Enten, Gänsen, Kranichen, Reihern und Störchen große Auswahl. Letztere verschonte er, denn er erinnerte sich lebhaft, wie Elisabeth trauerte, als die Störche von Europa Abschied nahmen und wie sie sich freute auf die Zeit, wo sie wiederkehrten. Darum war der Storch für ihn auch hier ein geweihter Vogel.

Etwa halbwegs nach Tete verließ Don Pedro den Fluß, um jetzt zu Lande seine eigentlichen Jagdabenteuer zu bestehen und sich zu diesem Zweck südwärts in die Wildnis zu begeben.

Er hörte von einer englischer Expedition, die wissenschaftlicher Zwecke wegen in der Nähe ihr Lager aufgeschlagen hatte und suchte sie auf, um sich ihr anzuschließen. Dabei stand es ihm immer frei, kleinere oder größere Abstecher zu machen. Er wußte nämlich aus Erfahrung, daß es von großem Wert ist, in der Wildnis irgend einen festen Anhalt zu haben.

Im Lager wurde er auch mit großer Liebenswürdigkeit aufgenommen, besonders da man erfuhr, daß er ein großer Nimrod sei, der die Gegend kenne. Man hatte dabei Aussicht auf manches Wildbret und auf Schutz in kritischen Lagen.

Pedro bemerkte bald, daß es außer ihm noch andere gab, die ursprünglich nicht zur Expedition gehörten, sondern sich derselben später angeschlossen hatten. So war da ein Engländer, Mr. White, der den Reisespleen hatte, und ein Skandinavier, Herr Trolle, der Botaniker war und seine Lorbeeren in der Fauna Afrikas suchen wollte.

Bald per Ochsenwagen, bald per Reitesel ging die Reise jetzt südwärts. Zuweilen mußte man zu Fuß sich den Weg durchs Dickicht bahnen, oft waren Sümpfe zu durchwaten, oder schwieriges Steingeröll mußte überwunden werden.

* * *

Tagebuchblätter.

. . . . . Wo bist du, Elisabeth?

Ich strecke meine Arme aus in die Leere und mein Ruf verhallt ungehört. Wo, wo soll meine Sehnsucht dich suchen? Irgendwo mußt du sein. Die herrliche „Du" meiner Seele kann nicht vergehen wie ein Hauch. Der traurige Rest deiner Person auf dem Sterbelager kommt mir vor wie Bettlerlumpen, die von dir gefallen sind, damit du reiner, edler, schöner dastehst. Aber du bist mir entrückt. Wohin, Geliebte, wohin? . . . . . .

Hat der bleiche Mann auf dem Schiff recht, daß es eine Geisterwelt gibt, in der du weilst? Warum läßt du mich es denn nicht wissen durch einen Schimmer nur, einen Laut, einen Hauch? Warum ist alles Schweigen, wenn ich rufe? . . . .

Weißt du nicht, wie dein Pedro leidet? Oder bist du gebunden, daß du mir nicht nahen kannst? Gibt es keine Hand, die nur einen Zipfel von dem Vorhang lüftet, der mich und dich trennt? . . . .

Nun, dann muß ich hindurch brechen! Ich muß, daß ich dich wieder habe. Dich . . . . wieder haben! Welch eine Gedanke! Und wäre es auch nur, um dich zu schauen. Ich will dich ja nicht anrühren, nur mit dir reden möcht' ich. Mein übervolles Herz muß ausgeschüttet werden, wenn es nicht brechen soll . . . .

Ich weiß, daß diese Blätter dich nie erreichen, daß dein liebes Auge nie darauf ruhen wird und doch muß ich schreiben. Ich muß schreiben an dich, für dich, dann ist es mir, als ob du noch unter den Lebenden weiltest. Ich muß dir klagen, was mich drückt, mitteilen, was ich erlebe, wenn du es auch nie erfährst, nie Antwort gibst. Aber ich muß, ich muß, es ist jetzt der einzige Trost, den ich habe.

* * *

Wieder das Leben in der Tropenwelt wie vor einem Jahre, und doch so anders. Ich bin anders, aber auch die Umgebung ist es.

Wo ist die üppige Vegetation, die ich das letztemal hier sah? Alles verdorrt, ausgebrannt, wie erstorben. Ein Hauch der Erstarrung und des Todes geht drüber hin.

Richtig! Es ist die böse Jahreszeit, alles lechzt nach Regen. Es liegt ein Druck auf Seele und Leib, man möchte ihm entfliehen und weiß doch nicht wohin . . .

Niemand wollte das Lager verlassen. Man meinte, es müsse doch bald regnen, weshalb sich dann unnötig der sengenden Glut, oder den etwaigen Wasserströmen aussetzen?

Aber mich duldete es nicht müßig im Zelt, ich mußte hinaus und rief Sam, meinen liebsten Begleiter. Es war heute freilich kein Appell in ihm. Mit schleichenden Schritten folgte er mir und sah scheu zum

ehernen Himmel auf. Mir schien, als senke sich von dort eine Last auf mich nieder, die wie Blei an die Augenlider hing und ich konnte meinem guten Sam seine Schlaffheit nicht verdenken.

Wir gingen durch ein Fußbett, ausgetrocknet bis zum letzten Tropfen. Wir kletterten über Steingeröll und drangen durch den Busch. Endlich war auch mein Mut zu Ende und ich lagerte mich an einer Anhöhe. Rings herrschte das tiefste Schweigen, keine Tierstimme war zu hören, selbst die Vogelwelt schwieg. Sam hatte sich in einiger Entfernung gelagert und verkroch sich noch mehr in den Busch, um besseren Schatten zu finden. Plötzlich kam er wieder heraus und zu mir gelaufen, das Entsetzen in seinen aufgerissenen Augen.

„Massa, wir müssen eilen, fortzukommen, denn hier ist es nicht geheuer." Er hatte mit gedämpfter Stimme gesprochen und sah scheu zurück.

„Gib die Flinte her! Ist's ein Löwe?" fragte ich ebenso.

„Nein, viel schlimmer!"

„Ein Leopard?"

Fortsetzung folgt.

### Die Stimme in der Wüste.

Von allen Staaten der Union genießt Georgia den schlechtesten Ruf als die hauptsächliche Brutstätte der ungesetzlichsten aller Ungesetzlichkeiten, des Lynchmordes. Von den neunundsechzig Kulturverbrechen dieser Art, die nach verläßlichen Angaben im Verlaufe des vergangenen Jahres im ganzen Lande verübt wurden, entfallen achtzehn oder mehr als ein Viertel auf diesen Staat, dessen Bevölkerung wenig mehr als ein Vierzigstel der Gesamtbevölkerung des Landes beträgt. Siebzehn der Opfer waren Neger, und entgegen der allgemeinen Ansicht, die bei Lynchgerichten an Negern stets an Verbrechern gegen die Sittlichkeit denkt, waren nur drei oder vier jenes „unnennbaren Verbrechens" bezichtet, das im Süden für todeswürdiger gilt als irgend ein anderes. In der Mehrzahl der Fälle handelte es sich um geringfügige Vergehen, die in anderen Staaten, selbst in anderen Südstaaten, mit einigen Wochen Haft genügend gebüßt erscheinen.

Ihren Gipfelpunkt fanden die Lynchmorde in Georgia vor ungefähr einem Jahre in dem Falle Leo Frank. Ganz einerlei, wie man über die Verurteilung selber denken mag, ob man sie für gerecht oder für einen Ausfluß von religiösen und Rassenvorurteilen hält, der Mann hatte von seinen Mitbürgern sein Recht gesprochen erhalten, und es war, wenn auch die Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthaushaft verwandelt worden war, nicht zu besorgen, daß der Gerechtigkeit ein Schnippchen geschlagen werden würde. Leo Frank fiel einem aufgestachelten Pöbel zum Opfer, und seine Ermordung bildet einen dunklen Flecken auf dem Schilde des Staates, der nur langsam verblassen und vielleicht niemals ganz verschwinden wird. Aber auch diese böse Tat mußte Gutes gebären: mit ihr beginnt unter den besseren Elementen die Bewegung gegen das Lynchen, die bis dahin nur vereinzelt und daher wirkungslos auftrat, systematisch einzusetzen und von Tag zu Tag an Kraft zu gewinnen, bis sie ihren Höhepunkt in der Jahresversammlung der Anwälte von Georgia fand, die vor wenigen Tagen abgehalten wurde.

Einer der angesehensten Anwälte Georgias, der frühere Richter Samuel B. Adams von Savanah, hielt bei derselben eine geharnischte Rede gegen die Lynchgerichte, die den vollen Beifall seiner Kollegen fand, und in der er ungescheut und unverblümt die Dinge bei ihrem rechten Namen nannte. Er erklärte, daß die traurige Berühmtheit, deren sich der Staat in der ganzen Union erfreue, eine Quelle tiefster Beschämung für alle guten Bürger sein müsse, und darunter nicht nur das moralische Ansehen des Staates, sondern auch seine materielle Wohlfahrt, seine geschäftlichen Interessen leiden. Den Lynchgerichten, jener ärgsten aller Gesetzlosigkeiten, die in ihrem letzten Ende zur Anarchie führe, könne nur durch furchtloses und geeignetes Auftreten ihrer Gegner, durch einen Umschwung in der öffentlichen Meinung ein Ende bereitet werden. Solange Lynchmorde, mögen sie noch so feige, noch so brutal, noch so unentschuldbar sein, nicht nur nicht bestraft, sondern ihre Verüber vom süßen Pöbel sogar noch mit dem Nimbus von Helden umgeben werden, sei wenig Aussicht vorhanden, sie zu unterdrücken.

Es gehört auch heute noch viel Courage dazu, solche Aeußerungen in Ga. laut werden zu lassen, selbst wenn sie von einem Anwalt im Kreise seiner Berufsgenossen gemacht werden. Seine Schlußworte jedoch, daß „die Lyncher ein größeres Verbrechen begehen, als ihr Opfer begangen hat, was auch immer sein Verbrechen gewesen sein mag", zeugen von einem so außerordentlichen sittlichen Mute, daß in ihnen allein schon eine Bürgschaft für eine bessere Zukunft, für geordnetere Rechtsverhältnisse und strengere Rechtspflege in Georgia liegt. Der Zorn der freien Rede eines rechtlichen Mannes dürfte auch in diesem Falle seine Wirkung nicht verfehlen. Germania.